



Engelhorn's

allgemeine

Roman-Bibliothek



Der

Kampf um den Mann

Von

Carry Brachvogel

Zweiter Band



Engelhorn's Allgemeine Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker. Romanbibliothek.

Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.

Preis jedes Bandes 50 Pf. Eleg. in Leinwand geb. 75 Pf.

(26 Bände jährlich, Gesamtpreis brochiert 13 Mark, gebunden 19 Mark 50 Pf.)

Über „Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek“ schreibt der „Hamburgische Correspondent“: Das ist ein Unternehmen, das in jeder Weise gefördert zu werden verdient! Als vor nun mehr denn 24 Jahren die ersten roten Bände erschienen, mag mancher Kurzsichtige und Engherzige den Kopf geschüttelt haben über das tolle Wagstück, wirklich gute und wertvolle geistige Kost zu so billigen Preisen zu verabreichen. Wenn man heute auf die lange Reihe von Jahren zurückblickt, wie viel ist da nicht schon erreicht! Fast kein Haus, keine Familie, wo die soliden Bände nicht ihren Einzug gehalten hätten; fast keine, noch so klein angelegte Privatbibliothek möchte die sich so freundlich präsentierenden roten Freunde aus ihrer Mitte missen. Und doch, noch gibt es viel zu tun! Noch gibt es Häuser, in denen die vermögenden und vornehmen Einkünfterromane lieber gelesen werden. Hier wäre es Pflicht jedes Nachsichtenden, die gütige Saat zu verdrängen und an ihre Stelle die gesunde und durchweg gute Kost der „Engelhorn'schen Allgemeinen Romanbibliothek“ zu legen. Der glücklich Gehelfte wird, wenn er erst klar sieht, dem freundlichen Helfer sicher Dank wissen.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pfennig für den brochierten und 75 Pfennig für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang. Band 1. 2. Ohnet, Der Hüttenbesitzer. — 3. Conway, Aus Nacht zum Licht. — 4. Præd, Béro. — 5. 6. Gréville, Waffensiffa. — 7. Aïda, Vornehme Gesellschaft. — 8. 9. Ohnet, Gräfin Sarah. — 10. Braddon, Unter der roten Fahne. — 11. Halévy, Abbé Constantin. — 12. Verga, Ihr Gatte. — 13. 14. Reade, Ein gefährliches Geheimnis. — 15. Cheuriet, Gérard's Heirat. — 16. Gréville, Dofia. — 17. Kraszewski, Ein heroisches Weib. — 18. 19. Morris, Eheglück. — 20. Rielland, Schiffer Waise. — 21. Colombi, Ein Ideal. — 22. Conway, Dunkle Tage. — 23. Boyesen-Spielhagen, Novellen. — 24. Vincent, Die Heimkehr der Prinzessin. — 25. 26. Delpit, Ein Mutterherz.

Zweiter Jahrgang. Band 1. 2. Ohnet, Der Steinbruch. — 3. Lindau, Helene Jung. — 4. Bret Harte, Maruja. — 5. Die Sozialisten. — 6. Halévy, Ciquette. — 7. Wilbrandt, Der Wille zum Leben. Untrennbar. — 8. Valera, Die Illusionen des Dr. Faustino. — 9. 10. Farjeon, Zu fein gesponnen. — 11. Rielland, Gift. — 12. Rielland, Fortuna. — 13. 14. Ohnet, Vise Fleuron. — 15. Farina, Aus des Meeres Schaum. — 16. Frey, Auf der Woge des Glücks. — 17. 18. Croker, Die hübsche Miß Reville. — 19. Fenillet, Die Verstorbene. — 20. Hopfen, Mein erstes Abenteuer u. a. G. — 21. 22. Alexander, Ihr ärgster Feind. — 23. v. Glümer, Ein Fürstenthron. Zerline. — 24. Bret Harte, Von der Grenze. — 25. 26. Conway, Eine Familiengeschichte.

Dritter Jahrgang.

Band 1. 2. **Remin**, Die Verfallerin. — 3. **Braddon**, In Acht und Bann. — 4. **Schjöring**, Die Tochter des Meeres. — 5. 6. **Malot**, Lieutenant Bonnet. — 7. **About**, Pariser Ehen. — 8. **Marryat**, Hanna Warners Herz. — 9. 10. **Bayesen**, Eine Tochter der Philister. — 11. **Gréville**, Sabelis Büßung. — 12. 13. **Ohnet**, Die Damen von Croix-Mort. — 14. **Pasque**, Die Gloden von Blurs. — 15. 16. **Daudet**, Fromont jun. und Risler sen. — 17. **Hopfen**, Der Genius und sein Erbe. — 18. **Reade**, Ein einfach Herz. — 19. 20. **Malot**, Baccart. — 21. **Horris**, Mein Freund Jim. — 22. **Sienkiewicz**, Hanna. — 23. **de Cinqfeu**, Das beste Teil. — 24. 25. **Conway**, Lebend oder tot. — 26. **de Bonnières**, Die Familie Monach.

Vierter Jahrgang.

Band 1. 2. **Haggard**, Eine neue Judith. — 3. **Ohnet**, Schwarz und Rosig. — 4. **Fenillet**, Das Tagebuch einer Frau. — 5. 6. **Remin**, Jahre des Gärns. — 7. **Lafontaine**, Gute Kameraden. — 8. **Lie**, Die Töchter des Commandeurs. — 9. 10. **Malot**, Rita. — 11. **Gréville**, Die Erbschaft Kenias. — 12. **Pos**, Kinder des Südens. — 13. 14. **Fogazzaro**, Daniele Cortis. — 15. **Farjeon**, Die Herz-Neune. — 16. 17. **Ohnet**, Sie will. — 18. **v. Wolzogen**, Die Kinder der Exzellenz. — 19. **Farina**, Um den Glanz des Rahmes. — 20–22. **Daudet**, Der Nabob. — 23. **Burnett**, Der kleine Lord. — 24. **Cheriet**, Der Prozeß Froideville. — 25. 26. **Braddon**, Stella.

Fünfter Jahrgang.

Band 1. 2. **Hopfen**, Robert Leichtfuß. — 3. **Daudet**, Der Unsterbliche. — 4. **Onida**, Lady Dorotheas Gäste. — 5. 6. **Memini**, Marchesa d'Arcello. — 7. Was der heilige Joseph vermag. — 8. **v. Glümer**, Messia. Keine Illusionen. — 9. 10. **Philips**, Wie in einem Spiegel. — 11. **Siehlund**, Schmer. — 12. **Claretie**, Jean Moras. — 13. 14. **Wood**, Auf der Fahrte. — 15. **v. Roberts**, Satisfaktion. — 16. **Gravière**, Die Scheinheilige. — 17. 18. **Ohnet**, Doktor Rameau. — 19. **Peschkau**, Frau Regine. — 20. **de Maupassant**, Zwei Brüder. — 21. 22. **Farina**, Mein Sohn. — 23. **Gréville**, Dofias Tochter. — 24. **Lie**, Der Lotte und sein Weib. — 25. 26. **Daudet**, Ruma Roumestan.

Sechster Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die tolle Komteß. — 3. **de Cinqfeu**, Eine Ekrene. — 4. **Philips**, Jack und seine drei Flammen. — 5. 6. **Gunter**, Mr. Barnes von New York. — 7. **Cheriet**, Gertruds Geheimnis. — 8. **Conway**, Wunderbare Gaben. — 9. 10. **Ohnet**, Letzte Liebe. — 11. **Pos**, Die Sabinerin. — 12. **Memini**, Mia. — 13. 14. **Croker**, Diana Barrington. — 15. **v. Heigel**, Der reine Thor. — 16. **Pontoppidan**, Ein Kirchenraub. Junge Liebe. — 17. 18. **Daudet**, Die Könige im Exil. — 19. **Philips**, Die verhängnisvolle Phryne. — 20. 21. **Ohnet**, Sergius Panin. — 22. **Serao**, Achtung Schildwache. — 23. **Rabousson**, Salonidylle. — 24. 25. **Gunter**, Mr. Potter aus Texas. — 26. **Murray**, Ein gefährliches Werkzeug.

Siebenter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Roberts**, Preisgekrönt. — 3. **Ohnet**, Die Seele Pierres. — 4. **Cheriet**, Zum Kinderparadies. — 5. 6. **Aidé**, Imogen. — 7. **Daudet**, Port Tarascon. — 8. **Hope**, Ein Mann von Bedeutung. — 9. 10. **Galtlin**, Ohne Liebe. — 11. **Horris**, Die Erbin. — 12. 13. **v. Wolzogen**, Die kühle Blonde. — 14. **de la Brète**, Mein Pfarrer und mein Unfel. — 15. **Pos**, Der Mönch von Berchtesgaden. — 16. 17. **Haggard**, Oberst Quaritch. — 18. **Peschkau**, Noras Roman. — 19. **de Kenzis**, Auf Vorposten u. a. Gesch. — 20. 21. **de Cinqfeu**, Versiegelte Lippen. — 22. **Jeffery**, Aus den Papieren eines Wanderers. — 23. **Cheriet**, Mein Unfel Scipio. — 24. 25. **Helptit**, Wie's im Leben geht. — 26. **de Kenzis**, Verhängnis.

Achter Jahrgang.

Band 1. 2. **Croker**, Jrgend ein Anderer. — 3. **Gordon**, Fräulein Reseda. Ein Mann der Erfolge. — 4. **Fenillet**, Künstlerlehre. — 5. 6. **Böhlau**, In frischem Wasser. — 7. **Horris**, Die geprellten Berschwörer. — 8. **Gordon**, Daphne. — 9. 10. **Remin**, Ein Genie der That. — 11. **Poradowska**, Misha. — 12. 13. **v. Wolzogen**, Der Thronfolger. — 14. **Colombi**, Im Reisfeld. Ohne Liebe. — 15. **Mairet**, Eine Künstlerin. — 16. 17. **Gunter**, Miß Niemand. — 18. **Heise**, Marienkind. — 19. **Villinger**, Schwarzwaldgeschichten. — 20–22. **Daudet**, Jack. — 23. Der schwarze Koffer. — 24. **Mairet**, Der Affenmaler. — 25. 26. **Masterman**, Schwer geprüft.

Neunter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Im Schulbuch des Hasses. — 3. **Savage**, Meine offizielle Frau. — 4. **Zehren**, Sein Genies. — 5. 6. **Croker**, Ein Zugvogel. — 7. **Eilon**, Violette Merian. — 8. **Lay**, Fräulein Kapitän. — 9. 10. **Gordon**, Ein puritanischer Heide. — 11. **Coppée**, Das Süß Brot u. a. Gesch. — 12. **Bret Harte**, In der Prairie verlassen. — 13. 14. **de Berkeley**, Zwischen Lipp' und Reifebrand. — 15. **Conway**, Mein erster Klient u. a. Gesch. — 16. **de Cinseau**, Auf feinen Pfaden. — 17—19. **Malot**, Heimatlos. — 20. **v. Heigel**, Baronin Müller. — 21. **Mairet**, In guter Hut. — 22. **Gohrein**, Das Kind. — 23. 24. **Warden**, Das Haus am Moor. — 25. **Serao**, Giobannino oder den Tod! Dreißig Prozent. — 26. **Tondoue**, Des Seemanns Tagebuch.

Zehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Cherbulier**, Das Geheimnis des Hauslehrers. — 3. **v. Wildenbruch**, Das wandernde Licht. — 4. **St. Aubyn**, Einer alten Jungfer Liebestraum. — 5. **Schubin**, Schatten. — 6. 7. **Croker**, Innerwartet. — 8. **Franz**, Ein Opfer. — 9. 10. **Nielsen**, Die Möwe. — 11. **Simmy**, Geopfert. — 12. **Mad-May**, Unheimliche Geschichten. — 13. 14. **v. Bülow**, Margarete und Ludwig. — 15. **Mrs. Oliphant**, Die Herzogstochter. — 16. **Paudet**, Briefe aus meiner Mühle. — 17. 18. **Sims**, Erinnerungen einer Schwiegermutter. — 19. **v. Roberts**, Lou. — 20. **Lie**, Hof Gilje. — 21. 22. **de Marchi**, Don Cirillo's Hut. — 23. **Schulz**, Jean von Kerdren. — 24. **Willinger**, Unter Bauern. — 25. 26. **Savage**, Prinz Schamyls Brautwerbung.

Elfter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Das Recht des Kindes. — 3. **v. Gersdorff**, Ein schlechter Mensch. — 4. **Peard**, Mademoiselle. — 5. 6. **Bourget**, Kosmopolis. — 7. **Stodton**, Eine schnurrige Geschichte. — 8. **Coppée**, Die wahren Reichen. — 9. 10. **Boak**, Simson und Delila. — 11. **Jökai**, Die gelbe Rose. — 12. **Gréville**, Verloren. — 13. 14. **Croker**, Zwei Herren. — 15. **de Amicis**, Eine Schultragödie. — 16. **Harraden**, Schiffe, die nachts sich begegnen. — 17. 18. **Spielhagen**, Sußi. — 19. Tim. — 20. **Mund**, Frauen. — 21. 22. **de Berkeley**, Die alte Geschichte. — 23. **v. Heigel**, Der Sänger. — 24. **Sims**, Möblierte Wohnungen. — 25. 26. **Clifford**, Tante Anna.

Zwölfter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die Erbscheiterinnen. — 3. **Ottolengui**, Der Rameknopf. — 4. **Claretie**, Die Cigarette und andere Geschichten. — 5. 6. **Benson**, Dodo. — 7. **Zehren**, Die Brüder. — 8. **Howells**, Pflichtgefühl. — 9. 10. **v. Roberts**, Revanche! — 11. **Serrao**, Pinsel und Meißel. — 12. **v. Gersdorff**, Schwere Frage. — 13. 14. **Rameau**, Das Magdalenenhaar. — 15. **Moore**, Der Verkauf einer Seele. — 16. **Savage**, Wandelbilder. — 17. 18. **Spielhagen**, Selbstgerecht. — 19. **Jerome**, Roman-Studien. — 20. **Bulle**, Jugendstürme. — 21. 22. **Croker**, Eine Familienähnlichkeit. — 23. **van Hork**, Verbotene Frucht. — 24. **Moeller**, Gold und Ehre. — 25. 26. **Jota**, Eine gelbe Afer.

Dreizehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Posh**, Villa Falconieri. — 3. **Ohnet**, Die Tochter des Abgeordneten. — 4. **Hopfen**, Die Siegerin. — 5. 6. **Croker**, Eine dritte Person. — 7. **Gyp**, Flederwischs Heirat. — 8. **Bigot**, Eine internationale Ehe. — 9. 10. **Gerbrandt**, Sich selber treu. — 11. **Koti**, Isländfischer. — 12. **Böhlau**, Ratsmädels- und Altweimariäde Geschichten. — 13. 14. **Kod**, Die weißen Felsen. — 15. **v. Heigel**, Der Herr Stationschef. — 16. **de Berkeley**, Ein Reiseabenteuer. — 17. 18. **Savage**, Die Here von Harlem. — 19. **Verga**, Königstigerin. — 20. **Boyesen**, Selbstbestimmung. — 21. 22. **Mengs**, Frost im Frühling. — 23. **Niemann**, Emaragda. — 24. **Croker**, Lady Hildegard. — 25. 26. **Luska**, Zu jung freier.

Vierzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Der Kraft-Mahr. — 3. **Böhlau**, Altweimariäde Liebes- und Ehegeschichten. — 4. **Mathers**, Das Bäschen vom Lande. — 5. 6. **Ohnet**, Der Warrer von Favières. — 7. 8. **Schubin**, Die Heimkehr. — 9. **de Cinseau**, Vergessene Pflicht. — 10. **Hyne**, Gauner-Ehre. — 11. **de Amicis**, Liebe und Gymnastik. — 12. 13. **Croker**, Ein Millionär. — 14. **Brada**, Im Joche der Liebe. — 15. **Böhlau**, Verpielte Leute. — 16. **Robinson**, Die goldene Hand. — 17. 18. **v. Roberts**, Die schöne Helena. — 19. **Murray**, Der Bischof in Rot. — 20. **Gréville**, Das Geständnis. — 21. 22. **White**, Korruption. — 23. **Vincent**, Künstlerblut. — 24. **Merrick**, Eine persönliche Ansicht. — 25. 26. **Orloffsky-Golowin**, Die Nihilistin.

* Engelhorns *
Allgemeine Roman-Bibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane
aller Völker.

27. Jahrgang.

• Band 6.

Der Kampf um den Mann.

Roman

von

Carry Brachvogel.

Zweiter Band.

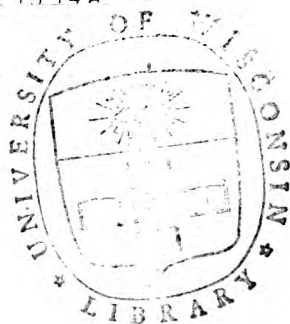
Stuttgart 1910.

Verlag von J. Engelhorns Nachf.

89006325534



689006325534a



Alle Rechte, namentlich das Übersetzungsrecht, vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

PT

2603

R15

K3

2

Dreizehntes Kapitel.

Tilde saß in der Alten Pinakothek und kopierte einen Jordaens. Ihre Zeichnung war edlig, ihre Farbe hart und sie wußte auch selbst ganz gut, daß ihr Talent nicht übers Dilettantentum hinaus reichte, aber sie kam doch Tag für Tag pünktlich, sobald die Pinakothek aufgemacht wurde, und fühlte sich wohl, wenn sie die Malshürze umgebunden hatte und vor ihrer Staffelei stand. Die großen Bildersäle waren jetzt ihre Zuflucht. Hier herein drang nichts von den Trübseligkeiten, den Quengeleien, die zu Hause den Tag erfüllten. Hier wußte man nichts vom Glück und Mißgeschick der Familie Merk, hier sah sie keine verweinten Augen, laß nicht in spitz gewordenen Zügen stumme Anklagen, vergaß die lächerliche Annäherung Olga's, die sich um so bedeutender vorkam, je weniger sie von den Verhältnissen und Stimmungen daheim begriff. Hier gab's nur Bilder und Menschen, die sich in irgendeiner Weise für Bilder interessierten, Fremde, die mit wirklicher oder gemachter Freude die alten Meister besuchten, Maler und Malerinnen, die gleich Tilde von Merk kopierend dastanden oder dasaßen. Wenn zuweilen Hochzeitsreisende kamen, die Jungvermählte rauschend in neuer Frauenwürde und Eleganz, dann stieg bei Tilde seufzender Neid auf; wenn

sie die Malweibchen rundum betrachtete, kam ihr Herz wieder zur Ruhe und sie hatte das Gefühl, als ob sie unter lauter Leidensgenossen stünde. Jede einzelne dieser arbeitenden, strebenden Frauen hatte sicher schon ihr Schicksal gehabt und kein leichtes, das sah man ihnen an. Auch die jungen, hübschen und hübsch angezogenen trugen jenen resignierten Ernst auf der Stirn, der die Lebenskämpfer von den Lebensfaulenzern unterscheidet. Ohne daß sie je mit einer von ihnen mehr gesprochen, als ein paar Worte über die schlechte Heizung, das trübe Licht oder die albernsten Bemerkungen des Reisepublikums, fühlte sie sich ihnen nahe in Erlittenem und Verweintem. O, es tat gut, still und einsam unter Menschen zu sitzen, von denen jeder eine geheime Wunde oder Narbe trug, und die wie sie den seufzenden Neid kannten auf die heitere Sorglosigkeit der Jungvermählten. Mitunter dachte sie: „Es ist hier wie in einer großen Krankenstube, nur daß wir uns nichts von unsern Leiden erzählen. Aber wir leiden alle, und die leere Heiterkeit der Gesunden stört uns, macht uns ungeduldig. Wenn sie uns doch allein ließen, allein mit unsern Schmerzen, unsern Gedanken und unsern Bildern! Aber den Gesunden gehört ja alles, das ganze Leben — also selbstverständlich auch die Pinakothek!“

Sie biß die Zähne zusammen und setzte ein Blau auf, dessen spröde Schärfe wie ein Messer schnitt. Sie merkte das gar nicht und es lag ihr auch gar nichts daran, wenn Fremde ihre Arbeit mit geringschätziger Miene auf ihrer Kopie sahen, indes sie vor andern Staffeleien mit Bewunderung standen oder gar Kaufsverhandlungen anknüpften. Tilde hätte zwar auch sehr

gerne einmal verkauft, schon um der Reputation vor der Familie und den Kolleginnen willen, aber um des Gelderwerbes war sie nicht hierhergekommen, ebenso wenig um der Kunst willen. Sie wollte nur nicht tagaus tagein zu Hause sein, denn zu Hause war's schrecklich. Früher hatte es um das Haus Merk stets geklungen, wie nie verstummende feine Glocken aus Silber. Jetzt stand Trübsal um das Haus her, gleich einer dicken, grauen Nebelwand, trennte es von der Welt ab, verriet nichts von ihren bunten Herrlichkeiten, zwang die vier Frauen so eng zusammen, daß sie einander fast haßten, nur weil sie sich so unablässig nahe sein mußten.

Frau von Merk, vor kurzem noch so hübsch und frisch, war fast über Nacht eine alte Frau geworden, die mit jedem Dienstmädchen, mit jedem Lieferanten um einen Nickel feilschte und schrie und die ohne besonderen äußeren Grund den Töchtern Lärmszenen machte oder Weinkrämpfe bekam.

In der jüngsten Zeit hatte es allerdings zu beidem reichlich Grund gegeben: Franzis Scheidung mit allen Konsequenzen. Zunächst hatte das gerichtliche Verfahren der Mutter so zugelegt, daß sie ein paarmal Herzkrämpfe bekommen hatte, und dann war Franz mit einem Ansinnen gekommen, das, wie Olga sagte, „echt Franz“ war, romantisch, unpraktisch und unausführbar.

Franzi wollte nämlich durchaus nicht die Jahresrente annehmen, zu deren Zahlung Doktor Benedikt als der schuldige Teil verurteilt wurde. Sie bat ihre Mutter mit aufgehobenen Händen: „Nur das nicht! Nur kein Geld von ihm nehmen müssen! Das ist so

degradierend . . . ich komm' mir vor wie eine lästige Geliebte, die man abfindet!"

"Du bist wohl nicht recht gescheit! Das ist einfach seine Pflicht und Schuldigkeit! Wegen der paar tausend Mark, die er zahlen muß, ist's schon der Mühe wert, daß man redet!"

"Sie drücken mich, Mama, als ob's hunderttausend wären! Das mußt du doch begreifen!"

"Ich begreif' gar nichts, als daß du nimmst, was dir gehört!"

"Ich nehm's aber nicht!" sagte Franzi mit starrem Troß.

"Das mach du, wie du willst, aber mir kommst du dann nicht mehr ins Haus. Wir haben gerade genug von dir und deinem Eigensinn . . ."

Franzi schrie auf.

"Eigensinn? Mama, versteht ihr denn nicht, daß ich nicht anders konnte. . . . Hätt' ich denn weiter bei ihm bleiben sollen als Paravent für seine Liebschaft?! Hätt' ich —"

Jetzt begann auch Frau von Merk zu schreien.

"Was du hättest, geht mich jetzt nichts mehr an. Ich weiß nur, was du getan hast. Ich red' auch nicht weiter darüber, weil Geschehenes nicht mehr ungeschehen zu machen ist. . . . Du hast deinen Willen gehabt . . . du bist eine geschiedene Frau . . . du hast uns blamiert, auch blamiert — schön! Aber jetzt hat das Parifari ein End'! Ich bin nicht in der Lage, drei blamierte Töchter und zwei Enkel zu ernähren . . . oder, da ich in der Lage sein muß, müssen sich meine Töchter fügen und sollten froh sein, wenn sie mich mit

ein bißel Geld, das ihnen von Gottes und Rechts wegen gehört, unterstützen können . . .“

„Wir haben doch vor meiner Heirat auch gelebt, recht gut sogar.“

„Sawohl, da hat man noch gemeint, wunder wie reich der Olga ihr Mann ist! Und die Tilde war so gut wie verlobt. . . . Jetzt hat die Olga so wenig, daß ich ihr beständig zustecken muß, sonst macht sie an allen Ecken und Enden Schulden . . . die Tilde ist so kompromittiert, daß ich sie ohne Mitgift kaum je verheiraten kann, jetzt soll ich dich auch noch erhalten! Nein, ich kann nicht mehr, ich kann einfach nicht mehr, verstehst du? Wir können nach außen hin nicht zurück in unser Lebenshaltung, denn sonst wird die Tilde überhaupt eine alte Jungfer, aber wo man's nicht sieht, muß der Pfennig gespart werden. . . . Und darum schlag dir nur den Unsinn aus dem Kopf, daß du dem . . . dem . . . dem Menschen da in Jena sein Geld schenken willst. . . . Der hat uns mehr angetan, als er mit ein paar tausend Mark im Jahr zahlen kann! Du nimmst es ruhig und ziehst wieder zu uns — dann ist es ja gerade so, als wenn nichts geschehen wäre!“

Sie lachte bei den letzten Worten so scharf auf, daß es wehe tat. Franzi hätt' sich ihr am liebsten in die Arme geworfen, ihr die eingesunkenen Wangen gestreichelt und geflüstert: „Arme Mama!“ Aber zugleich stieg ein bitteres Gefühl in ihr auf, zog ihr die Mundwinkel herab und verschloß ihr den Mund. Sie erwiderte der Mutter nichts mehr, ging in ihr Zimmer und legte sich aufs Bett. Halbe Tage konnte sie so liegen, untätig, ohne Schlaf, ohne feste Gedanken, wie

versenkt in ein dämmerndes Meer von Traurigkeit. Sie dachte nicht zurück, sie dachte nicht voran, sie grübelte nur unablässig, ohne daß sie eigentlich gewußt hätte, worüber, und in der Nacht schlief sie fest, ohne Träume, bis weit in den Morgen hinein. Sie hatte eigentlich gar nicht mehr das Gefühl, daß sie lebte; was sie nach außen hin tat, geschah rein mechanisch, wie aus alter Gewohnheit, und wenn es geschehen war, versank sie in jenes nebelhafte Sinnieren ohne Anfang und ohne Ende, in dem sie nicht einmal hörte, wenn man zu ihr sprach.

Frau von Merk kümmerte sich weiter nicht um die Gefühle ihrer Töchter — sie hatte genug mit den realen Anforderungen und Sorgen des Alltags zu tun und mußte noch obendrein unbekümmert, heiter und elegant aussehen wie sonst, wenn man Besuch bekam, machte oder sich überhaupt in der Öffentlichkeit sehen ließ. Mochten die jungen Leute nur sehen, wie sie sich mit dem Leben abfanden; sie, die Älternde, hatte genug zu tragen und wollte von der Empfindungswelt der Jungen nichts mehr hören. Ja, wenn sie einmal mit einer Tatsache kämen, mit einer guten Heirat, dann würde Mama wieder, wie ehedem, strahlend auf dem Posten sein, aber jetzt, da die ganze Familie heruntergedrückt, gesunken im Wert war, kam's vor allem darauf an, daß die Töchter gehorchten, schwiegen und trachteten, möglichst bald ihre Lage und so die der ganzen Familie zu verbessern, das heißt eine vorteilhafte Partie zu machen ...

Mit Franzl und Tilde stand Mama jetzt in einem kühlen Verhältnis; das Sinnieren der einen verdroß

sie ebenso, wie die Bitterkeit der andern. Mit Olga dagegen war sie inniger denn je — mehr denn je brauchte sie ja jetzt diesen unermüdlichen Optimismus, diese unabänderliche Zuversicht, die die augenblickliche Misere nur als vorübergehend ansah, brauchte sie diese nichtige Faselkunst, die aus Voraussetzungen und Worten Feenschlösser baute und glänzende Perspektiven entrollte! Ach! und die köstliche Gabe Olgas, überall eine Chance für Mamas heiße Wünsche zu entdecken, überall Spuren zu finden, die zu dem ersehnten Glücksaufschwung hinführen konnten! Da war Frau von Merk zum Beispiel ärgerlich, daß Tilde sich aufs Kopieren verlegen wollte. „So ein Unsinn! Gerade jetzt! Das sieht doch ganz aus, als ob wir schon nicht mehr das Salz in die Suppe hätten ... als ob meine Töchter arbeiten müßten ... als ob die Tilde überhaupt schon ganz resigniert hätte ...“

Olga nickte verneinend mit dem hübschen Blondkopf.

„Ach, Mama, verzeih, das sind doch ein bißchen antiquierte Ansichten! ... Kunst ist doch keine Arbeit. ... Und dann, sieh mal!“ Sie lächelte verschminkt. „Laß die Tilde nur ruhig in der Pinakothek sitzen! Da kommen doch immerfort Fremde hin ... reiche Fremde. ... Man muß nur darauf sehen, daß sie immer hübsch angezogen ist! Wer weiß, ob die sich nicht in der Pinakothek ein größeres Glück ermalt, als sie sich, auf weiß Gott wieviel Bällen, ertanzt hätte!“

Das magere Gesicht der Mutter begann zu leuchten.

„Ja, Olga, wenn man's so ansieht. ... Vielleicht hast du recht! Geb' Gott, daß du recht hast!“

Zuerst hatte sie mit Tilde gezankt, daß diese den

halben Tag fort sein und auch noch eine Menge Geld für Farben und Leinwand ausgeben wollte. Jetzt legte sie ihr keine Hindernisse mehr in den Weg, sondern schenkte ihr sogar ein paar Kokette, hellrote Malschürzen mit bunter Stiderei.

„Mach's nicht so auffallend, Mama,“ mahnte Olga. „Sonst merkt sie, was wir denken, und geht eigens deswegen nicht mehr hin. . . . Die zwei waren ja von jeher unpraktisch. . . . Und dann ein Mädchenherz . . . o rühret, rühret nicht daran!“

Sie war sehr zufrieden mit ihrer Beweisführung und Frau von Merk tat, wie sie's geheißten. Sie glaubte zwar nicht mit Hingebung an den reichen Freier in der Pinakothek, aber möglich war's ja immerhin. Konnte man keine großen Pläne mehr spinnen, so war man mit kleinen zufrieden, froh, wenn auch nur der Abglanz eines schönen Traumes den grauen Alltag mit bunten Lichtern erfüllte. . . .

Lilke merkte nichts von dem, was sie hinter ihr her dachten und ausspannen. Wenn sie morgens um neun Uhr in die Elektrische stieg, kam sie sich frei und reich vor, daß sie nun vier Stunden lang allein sein durfte, fort von daheim, fort vor allem von Franz, deren verschlafenes Sinnieren durch die Stunden hin sie zugleich mit Mitleid und mit Wut erfüllte.

Zuerst, als Franz wieder heimgekommen war, hatte Lilke sich ihr voll heißem Mitgefühl anschließen, gleichsam eine kleine Gegenpartei gegen Mama und Olga bilden wollen. Sie hatte die jüngere Schwester immer mehr geliebt als die ältere, deren komische Anmaßung sie früher nur zum Spott gereizt, die sie aber jetzt

manches Mal in solchen Zorn versetzte, daß sie am liebsten mit geballten Fäusten auf sie los wäre. Franzl hatte ihr unsäglich Leid getan, tat ihr immer noch unsäglich Leid, aber die Art, wie Franzl ihr Leid trug, ihr wortloses Untertauchen im Schmerz flößte ihr Grauen ein. Angst überfiel sie, daß sie selbst, die heute noch die Kraft zum Widerstand, zur Bitterkeit und zum Hohn hatte, auch einmal so zerbrochen daliegen könnte, wie die Schwester. „Unglück steckt an,“ sagt ein altes, herzloses und ach! so wahres Volkswort. Wie, wenn das Unglück hier ansteckte? Wenn dieser lahme Gram von Franzl zu ihr herüberschlich, ihr den Trost der Verbitterung langsam zernagte, daß sie sich nicht mehr oben halten konnte auf der Welle des Lebens, sondern immer tiefer versank, bis es kein Emporkommen mehr gab? Wie ihr eigenes Zukunftsbild stand schreckhaft das blass, ausgelöschte Gesicht der geschiedenen Frau vor ihr . . .

In solchen Augenblicken schob sie wohl die Schwester, deren Hand sie eben noch tröstend gehalten, rauh von sich und lief weg. Hinüber zu Olga, die der Mama just wieder Zukunftsträume vorgaukeln ließ. . . . O, dieser dumme Optimismus, dessen Fadenscheinigkeit man auf den ersten Blick merkte, tat doch so gut, neben Franzls grenzenloser Verzweiflung. . . . Dumm war alles, was Olga sagte, nein, nicht sagte, sondern wie ein Starmatz plapperte, aber diese Dummheit hatte eine belebende Wirkung neben dem totenhaften Schweigen der jungen Frau Doktor Benedikt.

„Nein, ich will nicht so werden!“ schrie es in ihr.
„Ich will nicht! Ich muß wieder in die Höhe, ganz

hinauf, wo ich hingehöre! Da unten, wo die Franzosi hocht, bleib' ich nicht, nie ... nie ...!

Und sie atmete auf, wenn sie wieder vor ihrer Staffelei stand, unter lauter Bildern und Menschen, die sich für Bilder interessierten, Menschen, die arbeiteten, schwagten, lachten, Menschen, in deren Getriebe sie vergaß, wie es daheim aussah. —

Eines Tages überlebte sie eine Überraschung. Anton Rothauer kam in die Pinakothek gerade in den Saal, wo ihr Jordaens hing. Sie hatte ihn nicht gleich bemerkt, weil ihre Staffelei so stand, daß sie ihr den Eingang verdeckte, aber an den andern Staffeleien ringsum begann ein Flüstern, Köpfeheben, Hälserecken, daß sie unwillkürlich aufsehen mußte. Sie erschrak ein wenig ... wurde rot ... preßte die Lippen aufeinander und pinselte mit demonstrativem Eifer weiter. Der hatte sie noch in all ihrer Glorie gekannt, damals auf dem Basar ...

Rothauer war mit zwei fremden Herren, Ausländern, gekommen, denen er die Sammlungen Münchens zeigte. Während die beiden mit der landesüblichen Begeisterung vor einem Rubens standen, schlenderte er, der nichts für Rubens übrig hatte, im Saal weiter und blieb vor dem Jordaens stehen, gerade hinter Tilde, der er, ohne daß sie's merkte, über die Schulter blickte, um ihre Kopie mit dem Original zu vergleichen. Er schnitt eine kleine Grimasse, wollte weitergehen. Da erst erkannte er die Malerin. Er trat an die Staffelei, zog grüßend den Hut.

„Hab' die Ehre, gnädiges Fräulein!“

Sie tat wie aus den Wolken gefallen, reichte ihm die Hand.

„Ach, Herr Rothauer, das ist aber eine Überraschung!“

„Das könnt' ich Ihnen zurückgeben: ich hab' gar net g'wußt, daß Sie malen ...“

„O, es ist auch nicht der Rede wert! ... Nur so ... weil ... mitunter ...“

Sie verhaspelte sich, brach ihren Satz jäh ab. Wie war ihr die eigene Arbeit so unzulänglich, so lächerlich erschienen wie jetzt. ... Und was sollte, konnte sie ihm sagen?! Vor dem Auge des Künstlers gab es für diesen Dilettantismus nur eine Entschuldigung — die Wahrheit. Aber unmöglich konnte sie ihm, dem Fremden, sagen: „Ich male, damit ich einen Vorwand habe, um von Hause weg zu sein ...“

Er lächelte gutmütig.

„Mein Gott,“ sagte er, „malen S' nur zu, ich stör' Sie net! Malen is ja kein' Sünd' und auch kein Schand' ... aber daß Sie a Malweiberl sind, hätt' ich nie g'meint ...“

„Ich sag' Ihnen ja, ich bin's nur nebenbei!“

Sie sprachen gleichgültige Dinge. Er betrachtete unterdes aufmerksam ihr Gesicht. Sie war nicht mehr so prangend, so sieghaft schön wie früher, für Laienbegriffe vielleicht etwas verblüht. Ihn aber, den Künstler, interessierten die feinen Linien, die der harte Finger des Schmerzes auf ihre blanke Mädchenstirn, um ihren frischen Mund gezogen hatte. Und ein kleines, ritterliches Mitleid stieg in ihm auf: das Mitleid, das der Mann einer Frau zollt, die um einen andern Schweres trägt ...

„Armes Hascherl!“ dachte er bei sich. „Du hast den

Tausendmarktzettel teuer gebüßt!' Und dachte weiter: „Eigentlich sollt' man so einen Kerl mit der Reitpeitsch' hauen, daß er so an Mädel blamiert und sitzen laßt, wie die nächstbeste Kellnerin ...“

Während er so dachte, redete er allerlei lustiges Zeug, daß sie beide lachen mußten. Tildes Augen strahlten. Zum erstenmal seit all dem Schrecklichen fühlte sie wieder eine Atmosphäre von Bewunderung, sprach wieder einer zu ihr, in dem übermütigen, leichten Ton von früher, sagten ihr die Blicke eines Mannes, daß sie anmutig und liebenswert sei, wie einst. ... Die kleinen Gereiztheiten, die sonst zwischen ihr und Rothauer gelegen, waren vergessen. Sie unterhielt sich prächtig mit ihm und wußte gar nicht mehr, daß sie ihn einst geizig und unmanierlich gescholten hatte.

Plötzlich brach er das Gespräch ab.

„Jessa, meine Fremden! Die sind mir rein abhanden gekommen! Das gibt an Unglück ... die halten jetzt gleich an Murillo für ein Raffael. ... Jetzt muß ich gleich schau'n, daß ich in die noch a künstlerische Ordnung 'neinbring' und a Disziplin. ... Servus, Fräulein, hat mich sehr gefreut! Sind S' öfters da?“

„Jeden freien Tag von neun bis ein Uhr!“

„So so! Also dann auf Wiedersehen! Ich komm' eh alle Fingerlang 'rein ...“

„Auf Wiedersehen, Herr Rothauer!“

„Servus, Servus, Fräulein!“

Er eilte seinen Fremden nach. Tilde versenkte sich scheinbar wieder in ihre Kopie. Scheinbar. In Wirklichkeit war sie viel zu vergnügt, um arbeiten zu können. War sie doch jetzt mit einem Male der Mittelpunkt der

allgemeinen Aufmerksamkeit. An allen Staffeleien sah man nach ihr . . . flüsterte man von ihr . . . auch einzelne Besucher, die Rothauer kannten, blickten mit Neugier auf das schöne Mädchen, bei dem sich der bekannte Maler so lange verzögert.

Wie ein Durstender den ersten Schluck Wasser schlürft, so schlürfte Tilde gierig den kleinen Triumph ein, den sie eben errang, sie, der man daheim in allen Tonarten vorblies, daß sie blamiert sei, daß kein Mann anders als mit Geringschätzung an sie denken könne. Ein prachtvolles Selbstgefühl straffte plötzlich ihre Muskeln — ja, trotz allem, was geschehen war, blieb sie doch immer die alte Tilde von Merk, die gefiel, der man huldigte, wo sie sich nur blicken ließ . . .

So rosig und heiter wie heute war sie noch nie von der Pinakothek weggegangen. Sie fuhr auch nicht mit der Elektrischen, sondern schlenderte zu Fuß und machte sogar unterwegs einen kleinen Erzeß: von einer kleinen Blumenhändlerin kaufte sie für eine Mark frische Veilchen. Mama würde natürlich Zetermordio schreien ob solcher Verschwendung; sie war jetzt schon imstande, über ein Straßenbahnbillett Szenen zu machen. . . . Sonst befiel Tilde Ekel vor diesen erbärmlichen Ausbrüchen der Kleinlichkeit, heut lachte sie nur im stillen, wenn sie daran dachte. Sie überlegte: „Ich steck’ sie unter meinen Mantel und schmugge sie so hinein! Und dann schenk’ ich sie der Franzel! Die arme Haut hat so keinen Menschen mehr, der an sie denkt!“

Es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß sie selbst nur mit Wut an die zerbrochene Schwester gedacht

und sich gefürchtet hatte vor der Ansteckungskraft ihres Unglücks ...

Niemand sah die Weilchen, unangefochten brachte Tilde sie in ihr Zimmer. Sie löste den Faden, der sie zusammenband, und ging leise hinüber zu Franzl, deren Stube neben der ihren lag. Die junge Frau saß untätig in ihrem Lehnstuhl, die Hände auf den Knien gefaltet, den Kopf tief darauf herabgebeugt.

Tilde schlich auf den Beheuspitzen hinüber und schüttete ihr die Weilchen übers Haar.

„So, jetzt weißt du doch wenigstens wieder einmal, wie eine Blume ausschaut ... und wie sie riecht. So was verlernt man ja bei uns,“ setzte sie mit der plötzlich aufwallenden alten Bitterkeit hinzu.

Franzl hob bei dem kleinen Blumenregen den Kopf, griff mit beiden Händen nach den Blüten und ließ sie langsam durch die mageren, weißen Finger gleiten. Sie wandte sich um, nahm die Hände der Schwester und drückte sie an ihre Augen. Tilde fühlte, daß sie naß waren.

Sie beugte sich auf den dunklen Kopf der Schwester.

„Geh, Franzl, sitz nicht immer so 'rum! Wenn man noch so gutgelaunt heimkommt, wenn man dich so sieht, vergeht einem der Humor.“

Franzl sagte nichts. Sie sammelte die Weilchen zusammen, die auf ihrem Haar und auf dem Fußboden lagen.

„Wie süß sie duften! Ach, wie süß!“ Und es war, als ob eine Ahnung, eine fern-ferne Ahnung von Freude über ihrem bleichen Gesicht dämmere.

Tilde schlang den Arm um Franzels Taille und so

gingen sie zusammen ins Speisezimmer. Beim Fleischgericht bemerkte Frau von Merk, daß in Franzis Haar ein oder zwei vergessene Beilchen lagen. So gab es doch noch eine Szene, bei der die Worte „Verschwenderinnen“, „Eure Mutter zugrunde richten“ und so weiter eine bedeutende Rolle spielten. Franzi blieb, wie immer bei solchen Auftritten, der Bissen im Halse stecken. Jede Ahnung von Freude war aus ihrem Gesicht geschwunden ... sie hatte nur den Wunsch, wieder in ihrem Zimmer zu sein und ins Uferlose zu grübeln.

Tilde aber, die heute in jeder Hinsicht aggressiv gestimmt war, warf die Serviette auf den Tisch und verließ das Zimmer, indem sie äußerst vernehmlich die Tür hinter sich zuschlug.

Frau von Merk war so perplex über diesen ungewohnten Ausbruch, daß sie Beilchen, ungeratene Töchter und Geldmiskere vergaß und in schweigender Verwunderung weiter aß.

Vierzehntes Kapitel.

Tilde hatte von der Begegnung mit Rothauer zu Hause nichts erzählt. Warum sie darüber schwieg, wußte sie selbst nicht genau, aber sie schwieg. ‚Schließlich,‘ dachte sie, ‚was gibt’s da auch zu erzählen? Ein so flüchtiges Zusammentreffen ... Gott weiß, wann ich ihn wiedersehe. Vielleicht in Jahren nicht.‘ So ungefähr dachte sie, hoffte aber im Tiefinnern, daß es nicht ganz so lange dauern möchte. —

Tage gingen vorbei, eine oder zwei Wochen — Rothauer hatte sich nicht mehr in der Pinakothek blüden lassen. Tilde zog jeden Morgen mit einem prickelnden, kleinen Erwartungsgefühl aus und kehrte mittags mit einer leisen Enttäufchung heim. Schließlich gab sie's auf, ihn noch zu erharren. Der bittere Zug um ihren Mund schien noch ein bißchen tiefer. „Mein Gott, einer ist wie der andre . . . im großen und im kleinen immer das gleiche! Sie versprechen das Blaue vom Himmel oder auch nur eine lächerliche Kleinigkeit, aber halten? Uns Halten denken sie nie!“

Verbiffen pinselte sie an ihrem Jordaens weiter, setzte ihr messerscharfes Blau auf und wollte nicht weiter an Rothauer denken.

Eines Tages aber hörte sie neben sich eine Stimme, die „Servus, Fräulein!“ sagte, eine Stimme, bei deren Klang sie leicht errötete und auch ein wenig Herzklopfen bekam. Sie streckte ihm die Hand entgegen: „Das ist nett, daß Sie kommen!“

„Ja, ich muß ja doch schau'n, was der Jordaens macht! Ich hätt' ja sonst keine Nachtruh' mehr!“

„Sie, lassen S' Ihre böse Zunge nicht so spazieren gehen!“ sagte sie lachend und stellte sich schützend vor ihr Bild.

„Ich glaub', Fräulein, Sie sind die letzte, die sich vor einer bösen Zung' fürchtet!“

„O, das kommt darauf an!“

Ein Schatten flog über ihr Gesicht.

„Wissen S', ein Giftmaul mein' ich net! So was kann ich selber net leiden! Aber so eine nette, kecke Bosheit, die ist mir lieber als alles ‚G'fühl‘. Denn

wissen S', Fräulein, G'fühl ist meist nur eine Ausred' von die andern Leut', daß sie einen mit ihre verblasenen Lügen quälen können . . ."

"Sie sind ja ein großer Menschenfreund, Herr Rothauer!"

"Menschenfreund können die Leut' sein, die nix z' tun haben. Ich hab' kein' Zeit dazu!"

Während all der Zeit, da ihre lustigen Reden flogen, ließen die zwei jungen Leute kein Auge voneinander und ihre Blicke sagten einander hübsche, helle Dinge. Dinge, die zwar aus keinem Abgrund der Leidenschaft stiegen, aber aus einem warmen Wohlgefallen.

Nun kam Rothauer öfters in die Pinakothek; er und Tilde wurden schon an allen Staffeleien eifrig besprochen. Bald genügte ihnen auch nicht mehr, vor dem Jordans, gleichsam in der Öffentlichkeit, zu plaudern, sondern wenn er kam, verließ Tilde ihr Bild und schlenderte mit ihm hinüber zu den kleinen Rabinetten, wo die Holländer hingen, die Hals, Teniers, Breughels und andere mehr. Da setzten sie sich dann auf eine der roten Samtbänke und verplauschten Stunden lang, ohne daß sie's merkte. Nie aber erzählte Tilde zu Hause von den Begegnungen in der Pinakothek . . .

Das kleine Geheimnis, das sie da hütete, war für sie unsäglich reizend, war schon deshalb so reizend, weil man bei Merks ja nie Geheimnisse gekannt, sondern immer gleich nach allen Windrichtungen trompetet hatte, was man eben erst erlebte. Die Süßigkeit einer halb zufälligen, halb gewollten Begegnung . . . das entzückte, erste Aufglimmen einer Empfindung . . . all die schar-

manten und verschwiegenen, ja kaum wahrnehmbaren Schattierungen einer beginnenden Neigung — von alledem hatten die Merkschen Mädchen nichts geahnt, wenigstens Olga und Tilbe nicht. Ihr Ziel war nie die Liebe, immer nur die Ehe gewesen und nicht im stillen hatten sie glücklich sein wollen, sondern vor aller Welt, umbraust von den Silberglöcken des Meides . . .

Diese flüchtigen Begegnungen mit Rothauer waren Tilbes erste Heimlichkeit. Sie blieb davon wie berauscht, schritt voll froher Neugier in eine Welt hinein, die ihr fremd war. Ach, wie anders, wieviel hübscher war dies Erwarten, dies Plauschen bei den Holländern und in Eile heimfahren, als das progige, lächerliche sich und seinen Erfolg zur Schau stellen, das noch vor einem Jahr für sie den Glücksbegriff erschöpft hatte. . . . Nie war zwischen ihr und Rothauer je ein Wort von Liebe gefallen, und doch war's ihr, als hüteten sie gemeinsam einen köstlichen, geheimen Besitz. Ob er sie liebte? Nein, sie glaubte es nicht, denn bei all seinen zahlreichen Liebeleien, die stadtbekannt waren, schien er gar nicht dazu geschaffen, sich leicht zu verlieben. Was ihm an Tilbe gefiel, war ihre heitere, schlagfertige Art, die gar nichts von Sentimentalität wußte, — Sentimentalität war ihm verhaßt. Er sah sie gern an, als Mann und als Künstler, und nebenbei hegte er ein aus Mitleid und Respekt gemischtes Gefühl für sie. Das Mitleid galt der unglückseligen Affäre Saranoff und den Linien, die sie in das schöne Mädchengesicht gegraben hatte. Respekt aber hatte er vor dem tapferen Mädchen, das mit keiner Silbe verriet, was es erlitten, das sich sogar jede billige, allgemeine Bemerkung über

Weltenlauf und Männerfalschheit sparte, die doch sonst den Verlassenen und Enttäuschten geläufig sind . . . Tilde fragte sich nie, ob sie ihn liebe. In ihrem grauen Dasein waren die Kabinette der Holländer ein heimlicher, traulicher Lichtblick, dem sie von Tag zu Tag mit Freude entgegenging. Es stärkte ihr gesunkenes, zertretenes Selbstbewußtsein, daß ein gefeierter Mann ihr zuliebe stundenlang in der Pinakothek statt in seinem Atelier saß, sie kam sich gehoben, im Wert gestiegen vor, da dieser hier sie hoch hielt. Und noch ein andres kam dazu, das wunderliche Gefühl, einen Menschen neben sich zu haben, dem man trauen, auf den man sich verlassen konnte, dessen Leben, Sein und Wesen klar ausgebreitet lag vor ihren Augen, vor denen der ganzen Stadt. Kein Bügner und Schwindler wie . . . wie . . .

Sie jagte den Namen fort, wenn er in ihre Gedanken treten wollte. Saranoff — Rothauer — man konnte sich keine größeren Gegensätze denken. Das Mädchen, das der eine verraten, mußte zu dem andern flüchten, mußte ein Gefühl des Geborgenseins haben, bei seinen ungezierten Worten, bei seinen geraden Ansichten, mußte in ihm den Mann ausfinden, eben weil der andre nur ein B u b e gewesen . . . Sonne und Heiterkeit strahlte für Tilde aus den Kabinetten und während ihr Auge gedankenlos über die jubelnden Kirmessen, die leidenschaftlichen Kartenspieler, die verschwenderischen Stilleben glitt, war es, als ob die toten Meister des Lebensgenußes noch über Jahrhunderte und Verwesung hinaus einem jungen Menschenkind verkünden wollten, daß das Dasein immer

ein herrlich Ding ist, wert, allzeit mit allen Fibern erfaßt und ausgelebt zu werden . . .

In ihre junge Heiterkeit fiel aber schon gleich wieder ein Schatten: Franzis Gesundheit begann der Familie ernstlich Sorge zu machen. Sie schlief unnatürlich viel, aß fast gar nichts mehr und hatte schon einigemal tiefe Ohnmachten gehabt. Der Hausarzt, der seit Jahrzehnten die Krankheiten im Merkschen Haus behandelte, riet Luftveränderung, gute Pflege, ein wenig Berstreuung, am liebsten ein Sanatorium . . .

Da rückte Olga allmählich mit einem Plan heraus, den sie sofort beim ersten Klang des Wortes „Berstreuung“ gefaßt hatte.

„Weißt du, Mami, ich hab' mir gedacht, ich geh' mit Franzel ein bißchen an die Riviera . . . Nizza . . . Monte Carlo . . . irgend so etwas. . . Mein reisen lassen kann man Franzel ja doch nicht.“

Frau von Merk seufzte tief.

„Ach, Olgerl, zur Riviera reicht's bei uns nicht mehr! Denk bloß, was das kosten möcht', ihr zwei Wochen lang in Nizza!“

„Das ist sicher gar nicht so schlimm, Mama! Ich verpflichte mich, für uns beide nicht mehr auszugeben, als wir für Franzel allein in einem erstklassigen Sanatorium zahlen müßten.“

„Ja, ja, aber ich könnte auch das nicht aufbringen. Franzel müßte schon in ein bescheidenes gehen!“

Olga überlegte ein wenig. Der Rivieraplan war zu schön, zu aussichtsreich . . .

„Weißt du, Mama, was wir machen? Wir schreiben an Benedikt um einen Extrazuschuß für die Kranken-

kosten. Das ist er Franz! schuldig! Die ist ja doch nur durch den Verdruß um ihn so heruntergekommen!"

"Aber, Olga, das geht doch nicht!"

"Doch, Mama, nur solchen Menschen gegenüber kein überflüssiges Bartgefühl an den Tag legen! ... Und schau, so eine Rivierareise, das sieht nach was aus! Da kriegen die Leute wieder Respekt vor einem! Denk nur, wie viele sich ärgern täten, wenn's hieße: 'Die Hertling und die Benedikt sind in Nizza!' Ganz anders stünden wir wieder da! Und wer weiß ..." (sie lächelte verschmigt) "was sich da nicht alles findet und anknüpfen läßt. ... Du kennst doch meinen Scharfblick für Menschen, Mama! Schließlich läßt man Tilde für eine Woche nachkommen und die Sache ist in Ordnung!"

Sie redete noch lange auf ihre Mutter ein, denn sie war ganz erfüllt von dem Gedanken an die Riviera-reise. Was sie Mama erzählte, war ja noch nicht die Hälfte von dem, was sie träumte. Zunächst in Monte Carlo spielen, natürlich gewinnen. Mit Kaltblütigkeit und Glück gewinnen, bis sie ein kleines oder auch ein nicht ganz kleines Vermögen beisammen hatte. In den Zwischenpausen allen Männern die Köpfe verdrehen (Kinderspiel! Hatte nicht Lenbach sie gemalt?), sich den reichsten, vornehmsten auszusuchen ... heiraten ... München in Staunen und Neid versetzen. ... Und der Mama, den Schwestern unwiderleglich bewiesen haben, daß eine bedeutende Frau, wie sie, alles, einfach alles zustande bringen konnte ...

Der schöne Plan hatte aber leider das Schicksal aller Olga-Pläne: er scheiterte. Scheiterte an einem Hinder-

niz, mit dem man gar nicht gerechnet hatte: an Franzis Widerstand. Als der Arzt von Luftveränderung sprach, erblühte zwar auf ihrem abgezehrten Gesicht ein schwacher Schimmer von Freude, so wie damals, als Tilde Beilchen auf sie niedertropfen ließ. Sie preßte die Hände auf die Brust.

„Ach ja, fort! Ich möcht' ganz fort! Ganz weg von allem, was bis jetzt war! Ich hab' so deutlich das Gefühl, daß ich draußen auf dem Land ganz gesund werden könnt'!“

„Naturfreundin?“ fragte der Arzt.

Sie wurde rot ... stammelte ...

„Ich glaube ... in Jena hab' ich angefangen. ... Hier ... hier —“

Sie brach ab. Sie schämte sich zu sagen, daß sie und ihre Schwestern sich kaum je um Natur gekümmert hatten, daß in ihrem auf Außerlichkeiten gestellten Leben dazu keine Zeit und keine Stimmung geblieben war. Erst in der Ruhe des eigenen Heims, in der Lieblichkeit Thüringens hatte sie gelernt, auf die große Stimme zu lauschen, die auch dem Elendesten bleibt, den alle Menschen verlassen haben ...

Als sie aber Olga Rivieraplan hörte, sagte sie entschieden nein.

„Nach Rizza? Um keinen Preis der Welt! Ich muß Ruhe haben — absolute Ruhe! Und ich will auch allein fort. Ich will einmal eine lange Zeit ganz allein sein!“

Vergebens ließ Olga Phantasie und Überredungskünste spielen. Sie erreichte nur, daß Franzi gereizt und erschöpft vom Streit in eine neue Ohnmacht fiel. Da sagte Olga ihrem schönen Traum Lebenswohl und

fand nur, daß Franzi ein unzärtliches Gemüt habe, das die Opfer gar nicht anerkenne, die Mama und sie ihr gerne gebracht hätten . . .

Tilde freute sich aufrichtig, daß aus Nizza nichts wurde. Sie hatte Olga's „Opfer“ von Anfang an richtig erkannt, und es hätt' ihr um Franzi leid getan, wenn sie mit ihrer wunden Seele Tag für Tag in der Fremde mit der blonden Nichtigkeit hätte beisammen sein sollen. Sie fuhr mit der Hand über Olga's Haar, das gerade sehr nachlässig gefärbt war und an den Schläfen dunklere, fahle Strähnen zeigte.

„Also, Dame Olga, bleiben wir halt hier! Schau, wir brauchen ja hier auch schöne Frauen. . . Übrigens, wenn du einmal an die Riviera fährst, rat' ich dir entschieden, ein besseres Blond zu nehmen; die deutschen Wässer taugen doch nichts.“

„Impertinent!“ sagte Olga mit wundervollem Hochmut.

Tilde lachte und ging.

Franzi fuhr allein nach dem Süden, aber nicht an die Riviera, sondern nach einem hübschen, kleinen Sanatorium in der Nähe von Gries. Man war erst im Frühwinter, der sogar auf der bairischen Hochebene noch eine milde Herrschaft ohne Frost und Schnee führte; Franzi würde also jenseits des Brenners einen heiteren Himmel finden, der Treue hielt.

„Und wenn dir irgendwas ist, Franzi, nachher brauchst ja nur zu telegraphieren, dann ist gleich eins von uns bei dir!“ meinte die Mama beim Abschied.

Franzi nickte stumm; sie wollte etwas sagen, schluckte es aber hinunter und küßte die Mama.

Tilde verstand sie auch so.

„Hab' nur keine Angst!“ flüsterte sie ihr zu. „Wenn was sein sollt', komm' ich, verstehst?! Ich — ich leid's schon nicht, daß dir die Blappermühl' nachreißt und dir den Kopf dick redet ...“

Franzi lächelte ein wenig und umarmte die Schwester. Raum saß sie im Abteil, da fuhr der Zug auch schon aus der Halle, der Bläue des Südens entgegen.

Fünfzehntes Kapitel.

Je weiter das Jahr voranschritt, um so seltener sahen sich Tilde und Rothauer. Jetzt im Winter fiel es Tilde allmählich schwer, zu früher Morgenstunde in Regen, Frost und Wind hinauszuziehen, fiel ihr schon deshalb schwer, weil Mama und Olga bereits ein anzügliches Lächeln für ihren plötzlich erwachten Maleifer hatten. Auch fror sie bei dem langen Sitzen oder Stehen vor der Staffelei, denn wenn die Pinakothek natürlich auch geheizt wurde, so genügte die Temperatur doch nur selten für ein Mädchen, das an die Behaglichkeit der Wohnstube gewöhnt war und das nur zum Zeitvertreib, nicht aus Begeisterung oder aus Notwendigkeit malte. Tilde ging ja eigentlich nur noch wegen Rothauer in die Pinakothek; freilich traf er sie jetzt nicht mehr täglich, sondern nur an drei oder vier Tagen in der Woche.

Er war sehr unzufrieden mit diesem neuen Arrangement, aber Tilde ließ sich sein Mißvergnügen nicht ansechten, wenigstens äußerlich nicht. Eigentlich war sie

ganz froh, daß diese häufigen Stellbucheins unter dem Druck der Temperaturverhältnisse eingeschränkt werden mußten — denn schon hatte man begonnen, an den Staffeleien ringsum zu tuscheln, zu lächeln. . . . Und Tilde, die noch vor kurzem nichts Schöneres gewußt hatte, als neidisch beredet zu werden, Tilde zitterte jetzt davor, ein zweitesmal in den Klatsch zu geraten. Bitterte ganz buchstäblich; heiß und kalt wurde ihr, wenn sie an die gräßlichen, demonstrativen Spaziergänge dachte, die sie schon einmal hatte machen müssen, an die offizielle, unbekümmerte Heiterkeit, mit der sie ein Lächeln auf den Lippen trug, indes ihr das Herz im Leibe fast zersprungen war vor Weh, an die Schadenfreude oder auch an das niederträchtige Mitleid, das sie überall gespürt hatte.

„Nur das nicht mehr!“ schrie’s in ihr auf. „Nur nie mehr ins Gerede kommen! Ein zweites Mal hielt ich’s nicht aus! Wenn ich je wieder ein Glück hab’, will ich’s verstecken, so tief eingraben will ich’s, daß keiner was davon ahnt. . . . Was man herzeigt, wird abgegriffen und schmutzig!“

Es tat ihr ja leid, daß sie Rothauer nun so selten sah. Die Stunden bei den Holländern waren ihr schon so lieb geworden, daß sie sie ungern entbehrte, und wenn er in seiner drolligen, burschikosen Art sich beklagte und merken ließ, wie sehr ihm ihr Geplauder, ihre lustige Neckerei fehlte, da wurde ihr so warm vor Freude, daß sie die Kälte der frischen Morgenstunde nicht mehr fühlte. Sie blieb aber trotzdem flug.

„Nein, Herr Rothauer, Sie sind zwar ein sehr netter

Mensch, aber deswegen kann ich mich hier doch nicht zur Eisjungfrau ausbilden!"

Sie hauchte in ihre Hände und versuchte, sie warm zu reiben.

Er zog seine warmgefütterten, dunklen Dogskins ab.

"Schlupfen S' amal da 'nein, bis d' Pfoterln wieder warm sind; der Jordaens wart' schon derweil ... Wir Maler sind ja ans Warten g'wöhnt!"

"Wenn Sie sticheln, sind Sie himmlisch."

"So! Das ist immerhin etwas! 's gibt Leute, die nie himmlisch sind!"

Sie sah ihn lachend an.

"Meinen Sie mich, verehrter Herr?"

"Da müssen S' erst noch fragen?! Sie sind aber hart von Begriffen! Natürlich sind S' nicht himmlisch ... gräßlich sind S' ... unausstehlich ... unpünktlich ... unzuverlässig ..."

"Schreiben S' mir's auf, was noch alles! Sonst kann ich mir's nicht merken!"

"Jetzt ziehen S' amal die Handschuh an, sonst erfrieren Ihnen d' Händ' und nachher hab' ich noch d' Schuld!"

"Ach, Sie Armer! Sie sehen schon so aus, als ob Sie sich schuldbeladen fühlen ..."

"'neinschlupfen!"

Ihre Hände versanken in den mächtigen Handschuhen, die noch einen leisen Hauch seiner Handwärme bewahrt hatten. Tilde spürte ihn wie ein kleines, sanftes Prickeln, reizvoll und beunruhigend zugleich. Sie wurde rot ... wollte ihre Hände von den ledernen Ungeheuern befreien.

„B'halten S' doch noch an!“

Er legte seine Rechte fest auf ihre beiden Hände, so daß alle drei auf ihrem Knie ruhten und sie die ihren nicht rühren konnte. Sie blieb einen Augenblick ganz still, ohne Gedanken, ohne Überlegung, nur in dem wohligen Gefühl, daß ein Wille sie hielt, der stark war und zärtlich zugleich . . .

Als er seine Dogskins wieder überstreifte, ging es ihm wie vorthin ihr. Er spürte das warme Andenken ihrer Haut gleich einer Liebkosung über seine Tagen streicheln.

„Also wann sehen wir uns wieder?“ fragte er beim Abschied.

„Ich weiß nicht.“

Sie waren aber beide so unzufrieden mit dieser Aussicht, daß Tilde sich entschloß, seiner Bitte nachzugeben und ihn an einem der nächsten Nachmittage, wenn Mama zu Olga ging, tief unten im Englischen Garten zu treffen, wo fast nie Spaziergänger zu sehen sind.

Zwei- oder dreimal gefiel's ihnen gut, durch die Schwermut des dünnen, schneearmen Frühwinters zu bummeln, zu schwagen, zu lachen und zu fühlen, daß sie jung waren. Beim Kumeister tranken sie Kaffee und aßen frische Schmalznudeln, dann, wenn's dunkel war, führte Rothauer Tilde über die kleine Brücke des wildschäumenden Baches zum Radweg hinüber bis an die Haltestelle der Elektrischen. Dort verließ er sie und fuhr erst mit einem späteren Wagen heim, denn sie wollte durchaus nicht mit ihm gesehen werden. Unmählich kam's ganz von selbst, daß er sie fragte, ob

es ihr eigentlich nicht sicherer scheine, wenn sie in seinem Atelier blieben, statt auf der Straße herumzulaufen, wo man keinen Augenblick sicher war vor Begegnungen. Ohne sich zu besinnen sagte sie „ja“. Ohne sich zu besinnen fuhr sie schon zwei Tage später in der Dämmerung nach seinem Atelier, das weit draußen lag in einer der stillen Straßen des Westens.

Sie hatte einen dichten Schleier in der Tasche, den sie aber erst umnehmen wollte, wenn sie die Straßebahn verließ. Während sie in dem ratternden Wagen saß, wartete sie mit einer gewissen Spannung auf sich selbst, wartete, ob wohl auch heute wieder jene Angst kommen würde, die sie damals, im letzten Augenblick von Saranoffs Schwelle gejagt hatte . . .

Sie kam nicht. Tilde blieb ganz ruhig. Ohne heftige Erregung, nur mit einem ganz kleinen, köstlichen Herzklopfen trat sie bei ihm ein. Er öffnete die Tür, noch ehe sie die Klingel gezogen hatte.

„Schon seit einer Viertelstunde steh' ich am Guckloch da!“

Sie reichte ihm die Hand.

„Das ist lieb von Ihnen! Verrät aber auch Übung in Damenbesuchen!“

Er lachte.

„Wär' noch besser, wenn man die nicht hätt'! Als Maler — in München! Da g'höret man gleich als Sehenswürdigkeit auf die Oktoberwies'!“

Das Atelier war groß und hoch, aber ohne all den Krimskrim, den man sonst gerade bei Damenmalern findet. Sein Schmuck bestand fast ausschließlich in Bildern und Skizzen, nur ein paar bequeme Armessel

standen da, ein Tee- und ein Rauchtisch. Nichts von Teppichen, Waffen, Kostümen, Büsten; überall hinter Skizzen und Bildern kam der weiße Bewurf der Wand vor. Gemütlich war's aber doch, denn in einem großen Amerikaner sah man die Glut leuchten und es roch gut nach Farben, Zigaretten und Tee.

Es waren behagliche Stunden, die sie da verbrachten. Wie zwei gute Freunde saßen sie da, rauchten, schwatzten, neckten sich oder versanken auch in recht ernsthafteste Gespräche, die sich natürlich zumeist um Kunst und Kunstinteressen drehten. Wie zwei gute Freunde — ja! Das Köstliche war aber, daß sie beide tief innen spürten, wie diese gute Freundschaft nur eine Komödie war, die sie miteinander und füreinander spielten.

Gegen sieben Uhr ging Tilde fort. Er hielt sie nicht zurück. Er mußte, daß sie pünktlich daheim sein wollte, und er hatte ja ihr Versprechen, daß sie in acht Tagen wiederkommen wollte.

Sie kam in acht Tagen wieder und dann abermals in acht Tagen und nochmals nach acht Tagen. Schon war der Nachmittag im Atelier eine feste Einrichtung geworden, an der Rothauer und Tilde mit gleicher Bärtlichkeit hingen.

Immer noch waren sie Freunde — nichts weiter. Nie versuchte der Mann die schmale Brücke zu beschreiten, die das heitere Gefilde ihrer unbefangenen Zuneigung mit schwülere Gestalten verband. Er strich wohl einmal flüchtig über Tildes Haar, berührte wie zufällig ihre Hand, wenn er ihr das Streichholz für die Zigarette reichte, legte ihr, wenn sie fortging, die

Boa fester und langsamer um, als es sonst wohl Brauch ist, aber nie, gar nie mußte jene unerklärliche Angst in ihr aufsteigen, wie damals, als sie neben Saranoff durch den regenschweren Sommerabend geschritten war. Rothauer war ehrlich und war klug. Er dachte nicht im Traum daran, dies schöne Mädchen zu heiraten, dachte überhaupt nicht ans Heiraten, denn vor der Ehe hatte er einen leichten Graus. Zubiel Talente, zubiel Können hatte er schon verflachen und absterben sehen im warmen Nest der Familie oder in der Sorge ums tägliche Brot. Nein, er wollte frei bleiben. Er wollte keine Frau, kein Kind — nur seine Kunst. Es gefiel ihm wohl, mit dieser hübschen, jungen Dame ein wenig zu tändeln, vereint mit ihr ein wenig mit dem Feuer zu spielen, aber heiraten? Nein. Und darum daselbe energische „Nein“ für eine ernste Liebesaffäre. Er begriff sehr wohl, daß er Tilde nicht aufs neue bloßstellen, aufs neue irreführen durfte, und darum blieb er immer Herr seiner selbst, wenn ihm auch manches Mal das Verlangen aufstieg, sie an sich zu reißen und ihre lustigen, fecken Worte mit Küssen verstummen zu machen, die sie noch nicht kannte. . . . — Übermenschlich schwer wurde ihm übrigens diese Selbstbeherrschung nicht, denn er war gerade mit einer kleinen, blonden Chansonette liiert. Er hatte fast immer Liebschaften untergeordneter Art, er wollte keiner Frau mehr geben, als den Rausch der Stunde, er hatte die ganze, feige, abergläubische Angst des primitiven Mannes vor „Weiberg’schichten“. Er wollte immer nur eine Geliebte haben, die hübsch, nichts sagend und lustig war, die ihn weder mit Gefühlen noch mit geistigen oder

moralischen Ansprüchen quälte. Eine, die kam, wenn er winkte, die ohne Tränen und Bohn ging, wenn er keine Zeit mehr für sie hatte oder haben wollte. . . . Aber nur keine „Geschichten“! Nur keine Rendezvous, bei denen man stundenlang umsonst wartet, keine Szenen, die einem alle Arbeitslust und -stimmung nahmen. Für so etwas war er, der Anton Rothauer, nicht zu haben . . .

Tilde war's wohl zufrieden, daß er immer noch an der Komödie der guten Freundschaft hielt. War's zufrieden und doch auch wieder nicht. . . . Mitunter verdross es ihre Mädcheneitelkeit, daß dieser Mann ihr, der Schönen, Brangenden, immer kühl, wie ein wohl-erzogener Better gegenüberfaß, daß nie auch nur für einen Augenblick die Leidenschaft ihn hinriß. Sie dachte an die Zeit, da Saranoff sie umworben, an die tausend süßen Heimlichkeiten, mit denen er sie, kaum wahrnehmbar, zu betören gesucht hatte. An die stummen Bitten seiner schönen Augen . . . wie er sie beim Tanze an sich gepreßt . . . wie er ihre Hände geküßt, ehrfürchtig scheinbar und doch mit Lippen, auf denen das Verlangen brannte . . . nur war sie damals noch ein dummes, kleines Mädchen gewesen, das ihn nicht recht verstand oder sich von seiner Glut geniert fühlte. . . . Heute ersehnte sie diese Glut. Der Mann, der sie verlassen, hatte sie ja wachgeküßt zum Verstehen, zum Sehnen. Nun war sie unfroh und unruhig von Sehnsucht, von einem drängenden Begehren nach Zärtlichkeit. . . . Und diese Sehnsucht, die immer ungestillt blieb, die sie nie mit einem Wort, auch nur mit einem Blick verraten durfte, machte sie blaß, gab ihren Augen

ein trockenes Brennen und ihrem Lachen zuweilen einen falschen, gellen Ton . . . —

Franzi schrieb nicht allzuoft, meist nur Karten oder kurze Briefe, in denen sie der Mutter mitteilte, daß sie sich langsam erhole, schon größere Spaziergänge mache und auch ein oder zwei nette Menschen im Sanatorium kennen gelernt habe, eine sehr leidende junge Frau aus Wien, die Gattin eines bekannten Rechtsanwaltes, und einen Hauptmann aus Berlin. Der Hauptmann versetzte Olga Phantasie alsbald in Schwingungen. Sie wartete nun von Tag zu Tag, ob sich nicht für sie irgend eine Gelegenheit fände, unversehens zu Franzi zu reisen —

„Denn weißt du, Mama, mit der Franzi muß man vorsichtig sein, das wissen wir leider aus Erfahrung. Die hat gar keinen Instinkt für den rechten Mann — das hat sie ja bei Benedikt bewiesen. . . . Ich habe diesem Pseudo=Nießche nie über den Weg getraut! Ich begreife ja überhaupt nicht, daß eine Frau nicht fühlt, ob sie geliebt wird oder nicht. . . . Aber Franzi hat eben keinen Fraueninstinkt . . . sie ist gar keine starke Natur . . .“

Und sie warf den hübschen Blondkopf in den Nacken und blähte ihre üppige Büste.

Die Geschichte mit dem Hauptmann (für sie war es bereits eine „Geschichte“, das heißt eine Verlobung!) murmte sie aber doch ein wenig. Es ging doch wirklich nicht an, daß die häßliche Franzi sich, kaum daß sie aus dem Hause, aus ihrer ersten Ehe trat, verlobte, indes sie, die schöne Olga — von Lenbach gemalt — nicht den leisesten Heiratsantrag bekommen hatte. Nein,

so konnte es nicht weitergehen! Sie mußte dem Glück die Hand bieten, es auffuchen, ihm entgegenlaufen, wenn es nicht gutwillig bei ihr anklopfte . . .

Die Trauer war längst zu Ende. Sie fing an, sich hell zu kleiden und suchte die abgerissenen Fäden der Geselligkeit wieder zusammenzuknüpfen. Sie machte eifrig Besuche, ging zu Tours und auch in Konzerte, da sie nach ihrer Meinung sehr musikalisch war.

Eines Nachmittags traf sie bei einem Tee ein paar Damen aus dem Fraueninteressenverein, die erzählten, daß am nächsten Vereinsabend ein Privatdozent vom Polytechnikum über „Modernen Liberalismus“ sprechen werde. Olga beschloß, zu dem Vortrag zu gehen.

Mit der gravitatischen Würde der femme sérieuse saß sie in der ersten Reihe und sah den Sprecher mit einem schönen Augenaufschlag an. Doktor Baumann war noch jung und sah ein wenig spießbürgerlich aus mit seinem etwas altmodischen Gehrock und mit seiner scharfen, goldgefaßten Brille. Aber er hatte eine angenehme, dunkle Stimme und was er sagte, klang klug und nicht ohne persönliche Note.

Olga verstand vom modernen Liberalismus natürlich genau so viel, wie sie von Sanskrithandschriften verstanden hätte, aber sie tat so interessiert und wußte ihre Aufmerksamkeit, ihr Interesse so vorteilhaft zu inszenieren, daß der Redner auf den hübschen Blondkopf aufmerksam wurde und ein paarmal über die Brillengläser hinunterblinzelte in die erste Reihe. Als der Vortrag zu Ende war, trat Olga sehr sicher und dennoch bescheiden an den Vorstandstisch und bat die

Vorsitzende, sie mit Herrn Doktor Baumann bekannt zu machen.

„Ich muß Ihnen persönlich danken für den großen Genuß, den Sie mir bereitet haben. Es tut so wohl, einmal etwas so Ernsthaftes, Gediegenes zu hören neben all der Talmibildung, die sich uns auf Schritt und Tritt aufdrängt ...“

So abgegriffen die Phrase war — da eine schöne Frau sie sprach, tat sie dennoch ihre Wirkung. Doktor Baumann fühlte sich sehr geschmeichelt, stand, als die Diskussion zu Ende war, trotz seiner Kurzsichtigkeit in der Garderobe neben Olga und fragte höflich, ob er sie nach Hause bringen dürfe. Olga strahlte. Den langen Weg vom „Museum“ nach Schwabing redete sie unaufhörlich. Von ihrem tiefen Interesse für Politik ... für die Frauenbewegung ... von den schweren Pflichten, die auf ihr lasteten, und von ihrer geistigen Vereinsamung ...

„Nur ungefähr ahnen kann ich, was Sie meinen und was Sie von der Zukunft erwarten, aber schon dies Ahnen ist so schön. Sie glauben ja nicht, wie hungrig ich war, endlich einmal wieder etwas Tiefes, Bedeutendes zu hören ...“

„Hätten gnädige Frau nicht Lust, Vorlesungen zu hören?“

„Ich habe ja kein Gymnasium besucht —“

„Das tut nichts. Hören können Sie deswegen doch. Sie tragen doch vielleicht manche Anregung nach Hause. Ein so wißbegieriger Geist wie der Ihrige ...“

Nun hörte sie zweimal die Woche das Kolleg Doktor Baumanns, „Geschichte der Fabrikarbeit“, verstand kein

Wort davon, unterhielt sich aber köstlich. Zunächst imponierte sie der Mama, wenn sie schon morgens vom Hause wegging, Kollegienheft und Bleistift im Perlentäschchen. Dann war es sehr nett, unter all den Studenten zu sitzen, die sich in Galanterieen überboten, denn die merkten ja gleich, wie grundverschieden diese blonde, parfümierte, lächelnde Frau war von den ernsthaften, kleinen Studentinnen, die im Hörsaal nur Wissen suchten und allenfalls Kameradschaftlichkeit. O, und dann erst Doktor Baumann selbst! Sein Gesicht leuchtete jedesmal auf, wenn er den Blondkopf tief über das Kollegienheft gebeugt sah, und er spann verwegene Träume um seine Zukunft, die er sich ehedem nur als das sittsame Töchterlein eines Dekans oder Geheimrats hatte denken mögen. So wollte es seine Mutter, seine Karriere, und obschon er gar kein Streber war, hatte ihn dieser Zweibund von Weiblichkeit und Streberei nie unangenehm gedünkt. Seit etlichen Wochen aber war's anders, und argwöhnisch horchte die alte Medizinalrätin Baumann auf, wenn ihr Sohn den Namen der Frau Hertling nannte.

„Max, du wirst doch nicht daran denken ... eine Witwe mit zwei Kindern ...“

„So, hat sie Kinder, das wußt' ich gar nicht! Sie wirkt so fabelhaft jung —“

Die Medizinalrätin schlug die Hände zusammen.

„Jung? Sie ist sicher älter als du. ... Und sie hat nichts oder blutwenig ...“

„Ich hab' ja selbst genug, Mama!“

„Um Himmels willen, Max, verrenn dich doch nicht

in diese Idee! Diese aufgedonnerte, geschminkte Person, die fängt dich doch nur ein —"

Er brach das Gespräch ab. Die Mutter aber kam immer wieder darauf zurück und nach Mütterart wußte sie nicht genug Garstiges zu erzählen von der Frau, die ihr Sohn noch nicht liebte, aber vielleicht morgen schon lieben würde. Mit ihren Sticheleien erreichte sie natürlich gerade das Gegenteil von dem, was sie wollte: Doktor Baumanns Gedanken begannen sich ernstlicher mit der jungen Witwe zu beschäftigen. Bisher kannte er sie nur aus seinen Vorlesungen und flüchtigen Gesprächen, jetzt wollte er sie im Umkreis ihres eigenen Heims sehen.

Olga schritt wie im Triumph. Sie machte der Mutter gegenüber Andeutungen wie „mein Leben kann sich von heute auf morgen ändern“, oder „ach, Mama, heiraten kann man alle Tage, wenn man ein bißchen klug ist und ein gewisses je ne sais quoi hat, das auf Männer wirkt . . .“ Sie begannerte Tilde: „Ja, kleines Mädchen, kopiere nur fleißig, lege die Hände nie in den Schoß . . . denn der Mann von heutzutage will vor allem eine Gefährtin haben, eine Frau, die in allen Dingen des Lebens Bescheid weiß . . .“

Das erste- und zweitemal, als sie so redete, erschraf Tilde ein wenig. Sollte sie schon etwas von den Atelierbesuchen wissen oder merken? Später versetzten diese Begönnerungsversuche sie in ein Gefühl, das aus Heiterkeit und Ärger gemischt war. Sie schrieb an Franz: „. . . unsre schöne Frau Schwester geht wie auf Stelzen und Geigen zugleich. Sie ist arrogant wie noch nie. Aber sie hat Glück und gefällt Männern —

ich möcht' nur wissen, wie sie's macht, daß sie immer gleich geheiratet wird —"

Nach diesem Satz war ein langer Gedankenstrich, bei dem sich die Schreiberin offenbar mancherlei hatte durch den Kopf gehen lassen, und über den Franzl in früheren Tagen gelächelt hätte. Jetzt aber war jede der Schwestern stets so ausschließlich mit sich und mit der Neugestaltung ihrer Existenz beschäftigt, daß sie fast immer nebeneinander redeten und dachten, nie miteinander. Dennoch verweilte Franzl in ihrem Antwortschreiben mit ein paar Zeilen bei Olga künftigem Glück: „Es ist sicher gut, wenn Olga wieder heiratet, sie ist eben nicht dazu geschaffen, ohne Mann, der sie behütet und nebenbei anbetet, zu leben. Dann ist man allgemein wohl in besserer Stimmung bei uns, und dann seid Ihr vielleicht alle einverstanden mit einem Schritt, zu dem ich entschlossen bin, über den ich mich aber schriftlich nicht äußern möchte. Du, liebe Lilde, bist sicher auf meiner Seite, denn schließlich haben wir beide uns immer besser verstanden, als mit Olga. Du wirst auch begreifen, daß ich nicht bis ans Ende meiner Tage so weiterleben will und kann, wie jetzt. Meine Gesundheit hat sich sehr gekräftigt, hier habe ich auch zum erstenmal verstanden, daß die Natur uns eine Freundin sein kann, eine viel bessere als irgend ein Mensch. Ich bin tagelang allein in der Umgebung umhergestreift und immer ruhiger geworden, so daß ich jetzt eigentlich sagen kann: ‚Ich habe das Schwerste hinter mir.‘ Lustig bin ich freilich noch lange nicht, ich glaub', ich werd's auch nie mehr, aber ruhig und entschlossen, doch noch irgend etwas aus meinem Leben

herauszuholen. So hindämmern und bösen will ich nicht mehr. Und darum eben will ich den Schritt tun, von dem ich oben schrieb. Bitte, bereite Mama und die schöne Frau schonend vor."

Lilbe schüttelte den Kopf, als sie die Zeilen las. Immerhin erzählte sie ihren Angehörigen von dem Brief, las daraus vor, was Franzl und ihren geheimnisvollen Schritt betraf.

Frau von Merk war gleich mißtrauisch.

"Der Franzl ist sicher wieder was Berrücktes eingefallen! Der Franzl fallen immer nur Berrücktheiten ein."

"Nein, Mama," rief Olga, "da ist sicher eine Verlobung im Werke! Verlaß dich drauf —"

"Na," sagte Lilbe spöttisch, "auf eine Verlobung braucht man doch bei uns niemand schonend vorzubereiten ..."

"Kind, man weiß doch gar nicht, wie da alle Verhältnisse liegen. Der Hauptmann kann schwer leidend sein ... oder Witwer mit vielen Kindern sein ... oder Schwierigkeiten mit einem Scheidungsprozeß haben ... es gibt da so viele Dinge, an die ein unerfahrenes, junges Mädchen nicht denkt ..."

"Also dann richt' dir halt ein Hochzeitskleid, Olga, du kannst's da dann auch gleich bei deinem Polterabend anziehen. Und ich bin für euch beide Brautjungfer ..."

"Möglich!" sagte Olga und zog die Augenbrauen hoch. Die ganze Sache mit Franzl war ihr im Augenblick sehr gleichgültig, denn heute abend sollte Doktor Baumann bei ihr speisen. Es war das erstemal, daß sie ihn als Gast bei sich empfing. —

Sie ließ ihn absichtlich ein paar Augenblicke in ihrem Wohnzimmer warten. Sie liebte es, ein Entree zu machen, hauptsächlich, wenn sie, wie heute, ein schleppendes, leicht defolletiertes Hauskleid trug, das ihre schönen Arme und ihren Nacken freiließ, — sie blieb dann immer, ehe sie ins Zimmer trat, eine Sekunde lang auf der Schwelle stehen, um als Bild zu wirken. Sie hörte, wie das Mädchen ihm aus dem Mantel half und ihn ins Zimmer führte. Sie war sehr ruhig und siegesgewiß. Das weiße, einfache Kleid stand ihr gut . . . ihre Wohnung präsentierte sich vortheilhaft, denn sie hatte eine gewisse künstlerische Gabe für Zimmer- und Tischarrangements . . . nun noch ein paar Tropfen White Rose, gerade um den Ausschnitt herum . . . einen Pudertupf . . .

Doktor Baumann stand inzwischen bei der gelbverschleierten Stehlampe, die auf ein behagliches Frauen-
edchen nieder sah. Ein kleiner Tisch stand da mit ein paar bequemen Korbsesseln; auf dem Tisch lag, als hätte man sie eben aus den Händen gelassen, eine Handarbeit, ein halboffenes Nähkörbchen daneben. Auch ein paar Bücher waren aufgestapelt, als läse die Frau, die hier arbeitete, täglich darin. Doktor Baumann konnte nicht anders, er mußte die Titel studieren. Nicht befriedigt. Der „Faust“, Weininger: „Geschlecht und Charakter“ . . . Sombart: „Wirtschaft und Mode“ und — er erröthete ein wenig — ein kleines Werk von ihm selbst. Doktor Baumann: „Ein Beitrag zur Geschichte des Geldwesens.“ Alle diese Bücher, außer dem „Faust“, trugen das Zeichen der Staatsbibliothek. Wirklich eine gebiegene Frau!

Seine Brille hatte sich von dem raschen Wechsel der Straßen- und Zimmertemperatur beschlagen. Wie er jetzt sein Taschentuch zog, um sie zu putzen, fiel ihm ein Schlüssel aus dem Rock. Schnell, ehe die Brille sich abermals beschlug, setzte er sie auf und bückte sich, mit der Hand tastend, nach dem Schlüssel, den er nicht gleich fand. Dabei stieß er an ein großes Buch, das zwischen Korbsessel und Fenster am Boden eingezwängt steckte ... es konnte hinuntergefallen, es konnte auch in Eile hineingestopft worden sein. Er nahm natürlich das erstere an, hob das Buch und suchte den Titel. Dies schien Hauseigentum zu sein — das Zeichen der Staatsbibliothek fehlte. Er schlug es auf. Sein Mund zog sich ein wenig säuerlich zusammen. Es war ein ganz alter Band „Fliegende Blätter“, des seligen Rittmeisters Lieblingslektüre, die auch sehr dem Geschmack Frau Olga entsprach, viel besser als die ernste Bücherecke, die erst heute nachmittag ad usum delphini aufgeschlagen worden war ...

Doktor Baumann legte die „Fliegenden Blätter“ wieder in ihr Versteck zwischen Korbsessel und Wand zurück. Er schämte sich ein wenig. Ihm war's, als sähe er seine Mutter spöttisch lächeln ...

Nachher bezauberte Olga ihn natürlich wieder, bezauberte und beschwachte ihn, denn sie besaß die Gabe, Männern den Kopf so voll zu reden, daß sie sie schließlich, in der Ermattung, für geistreich hielten. Er merkte aber doch, daß die Kehleule zäh war, und daß die Orangecreme eine Kleisterartige Beschaffenheit wies. Und auch die hübschen Mütterlichkeitsposen, die Olga mit den Kindern stellte, als die Kleinen kamen, um

gute Nacht zu sagen, die Zärtlichkeit, mit der sie das Mädchen küßte und sich vom Buben auf den bloßen Nacken tätscheln ließ, konnte ihm nicht das Gefühl nehmen, daß hier im Hause dieser Frau etwas ihm Fremdes lag, das er nie bemerkt hatte, wenn er den hübschen Blondkopf über das Kollegienheft gebeugt sah.

Auf dem Heimweg war er nachdenklich und erstaunt, sich in einem Zwiespalt zu befinden. O, gewiß, er war ein Mann, dem die üppige, parfümierte Frau die Sinne umsing, — aber auch der Hättschellohn einer alternden Dame, bei der eine Rehkneule auf der Zunge schmolz, eine Creme voll Rasse erzitterte und die niemals Bände „Fliegender Blätter“ las . . .

Olga lud ihn noch öfters ein. Einigemal sagte er ab, dann wieder zu, dann trat eine längere Pause in seinen Besuchen ein, die sie sich nicht recht erklären konnte. Eines Morgens lag dann auf dem Frühstückstisch ein großer Briefumschlag, der eine zweiteilige, goldgeränderte Karte enthielt: „Dr. Wilhelm von Rabeis, Kgl. wirkl. Geheimrat und Professor der Philosophie a. d. Kgl. Universität, und Frau Anna geb. Handl geben sich die Ehre, die Verlobung ihrer Tochter Hermine mit Herrn Dr. Max Baumann, Privatdozent am Polytechnikum, anzuzeigen. München. Ostern 1905.

Hermine Rabeis

Dr. Max Baumann, Privatdozent
Verlobte.“

Zunächst war Olga völlig geknickt. Sie brach in Weinen aus und ließ sich einen halben Tag nicht bei der Mutter sehen. Und in dieser kleinen Einsamkeit

bedachte sie nicht nur, was da geschehen war, sondern wandelte es auch langsam, kaum merklich in ihrer Phantasie um, bis eine für sie schmeichelhafte und rühmliche kleine Geschichte entstand. Der gute Bauermann hatte eben doch gefühlt, daß sie, die schöne, elegante Frau (von Lenbach gemalt) nicht für die bescheidene Existenz eines akademischen Lehrers paßte. . . . Sie war die große Leidenschaft seines Lebens gewesen, das Schöne, Erhabene, Glänzende, das jeden Mann erhebt, das aber zur Ehe nicht taugt, Charlotte von Stein, die nie eine Christiane Vulpius sein kann. Als sie so weit mit ihren Gedanken war, fühlte sie sich schon wieder froh, bereit, einem neuen Glück entgegenzugehen. Und zwei Tage später schleuderte sie die Verlobungsanzeige elegant vor Frau von Merk auf den Tisch hin.

„Siehst du, Mama, den hätt' ich haben können, wenn ich nur so gemacht hätte.“ Dabei streckte sie den molligen kleinen Finger ihrer Linken in die Luft. „Aber eine kluge Frau sieht sich jeden Freier erst dreimal an, und spart sich für den rechten auf.“

Sechzehntes Kapitel.

Als über den kleinen Vorgärten Schwabings der erste grüne Hauch samtig schimmerte und die dicken, braunen Knospen an den Bäumen plakten, kehrte Franzi heim. Sie sah gut aus, rosig, stärker geworden, und in jeder Bewegung lag eine ruhige Kraft und Stetigkeit. Die nervöse, blassere, verschlafene Frau, die

vor etlichen Monaten in den Zug gestiegen war, hätte keiner mehr erkannt.

Am Abend ihrer Ankunft saß sie noch lange bei Tilde, ganz so, wie sie oft in alten Zeiten beisammen gesessen waren, in ihren langen, weißen Nachtkleidern, die Haare schon für den Schlaf schlicht und lang gezöpft, Wangen und Hände mit Gold-cream eingerieben. Heute gestattete Frau von Merk nur noch den billigen Gold-cream — früher war es Creme Fris oder Simon gewesen.

Sie schwagten und berichteten, was sie in den Monaten erlebt, da sie getrennt gewesen.

„Wie geht's nun eigentlich hier?“ fragte Franzl.
„Ist die Stimmung immer noch so miserabel? Oder hat sich Mama ein wenig getröstet über uns?“

Tilde mußte sich einen Augenblick besinnen. Sie wußte eigentlich gar nicht recht, wie's jetzt eben zu Hause aussah. Der Nachmittag im Atelier bei Rothauer war ihr Vergnügen, ihr Triumph, ihr Dasein — zu Hause war nur ein Traumzustand, durch den man etwas gelangweilt hinglitt, ohne sich genau Rechenschaft zu geben, wie er aussah.

„Es geht schon!“ entgegnete sie, „die Mama jammert wenigstens nicht mehr so viel . . . aber gerechnet und gespart wird, daß einem die Haare zu Berge stehen. . . Und sanft gestichelst. . . Das heißt, jetzt wieder etwas weniger, seit la bella Olga sich mit ihrem Privatdozentenl blamiert hat. . . Aber wenn der sie genommen hätt', da wär's nicht mehr zum Aushalten gewesen. . . Jetzt ist man also ein bißerl gedrückt. Der Mama gruselt's nur schon vor deiner Idee —“

„Wovor?“

„Na, vor dem Plan, auf den ich sie hätt' schonend vorbereiten sollen.“

„Ach so! Ja, jetzt merk einmal auf, Tilde!“ Und nun enthüllte sie der Schwester ihre Zukunftspläne.

Sie wollte nicht mehr länger müßig und scheel angesehen, als „die arme Frau Doktor Benedikt“ zu Hause sitzen bleiben. Sie wollte vor allem los von der finanziellen Abhängigkeit von ihrem geschiedenen Mann —

„Du weißt ja nicht, Tilde, wie schrecklich das ist, wenn jeden Monat die Postanweisung kommt. Das reißt immer wieder alles auf. . . . Es ist so erbärmlich, so wie eine abgedankte Maitresse, daß ich ihm nicht das bißel Geld hinwerfen kann und sagen: ‚Behalt's, ich will nichts, gar nichts mehr von dir wissen!‘ Und wenn ich denk', daß das ewig so fortgehen sollt', daß ich alt und grau darüber werden kann, nein, nein!

„Ich hab' in Meran viel über alles das nachgedacht und mir vorgenommen, alles ganz ruhig, ganz objektiv anzusehen, aber d a v o n bin ich nie weggekommen: ich m u ß finanziell unabhängig werden. Ich begreif' ja jetzt ganz gut, daß die Mama mich nicht ernähren kann und will, schließlich muß eine erwachsene Person für sich selber sorgen können. Und das will ich auch. Ich gehe zuerst nach Wien, dann nach Paris, um Putzarbeit zu lernen. Dazu hab' ich Freud' und Schick, die Wiener Dame, von der ich euch schrieb, wollt's gar nicht recht glauben, daß ich all meine Hüte und Jabots selbst gemacht habe. Sie ist sehr reich und läßt

in Wien nur bei ersten Firmen arbeiten, und sie hat mir versprochen, daß sie mich bei so einer empfiehlt."

"Und der Hauptmann?"

"Was für ein Hauptmann?"

"Du hast doch von einem netten Hauptmann geschrieben."

"Ach so, der! Ja, der hat zuerst gemeint, ob ich nicht als Hausdame zu seiner Schwester gehen wollte! Aber dafür dank' ich — so Entsagungsposen lieb' ich nicht! Und die Schwester lebt in Berlin — da mag ich nicht hin, das begreifst du wohl . . ."

Sie war rot geworden bei den bloßen Gedanken an die Stadt, wo jetzt der Mann wohnte, der ihr einst so teuer gewesen. Um ihre Gefühlsregung zu bergen, fuhr sie mit den Händen übers Haar, als suche sie eine Nadel. Tilde aber gab gar nicht auf sie acht, sondern fing an zu lachen.

"Du, das ist zu komisch!"

"Was?"

"Das mit dem Hauptmann . . . das mußt du der Olga noch extra erzählen . . . die hat ja schon so schön geschwefelt von einer Verlobung —"

Sie lachte, bis sie ganz atemlos war. Dann berichtete sie, was für Kombinationen Olga schon an den Hauptmann geknüpft . . . lachte wieder, bis Franzel fragte: „Was sagst du zu meinem Plan?"

Tilde besann sich ein wenig.

"Das begreif' ich schon, daß du nicht so weiterleben magst, so für nichts und nur immer den Jammer und den Raßenjammer sehen über unsre verpfuschten Parteen! Meinst denn, ich hielt's aus, wenn nicht —"

Sie brach schnell ab, fuhr hastig fort: „Ganz recht hast. 'raus müssen wir, so oder so, wie wir können! Die Olga, weißt, die spürt's nicht, die hat ihre gottgesegnete Einbildung! Die lebt von dem, was sie glaubt und möchte! Aber du und ich — du, es ist scheußlich! Und wenn man denkt, daß es immer so bleiben könnte, ging' ich lieber heut als morgen in die Isar —“

„Tilde, Mädel, red' nicht so!“ Franzl griff zärtlich nach den Händen der Schwester.

„Laß nur, ich geh' ja nicht! Noch nicht!“

Sie sah bleich und ernst aus, ihre Augen waren unnatürlich groß. Ein seltsamer lebensvoller Reiz lag über ihr. Sie preßte die Hände auf die Brust, lachte leise und jung: „Nein, Franzel, noch bin ich mir zu gut für die Isar! Das Leben muß doch noch was haben für uns . . . das bißel Glück und die vielen Tränen nachher, das kann doch nicht alles gewesen sein! Und ich wett', Franzel, wir holen uns noch, was uns gehört! Und darum hast du ganz recht, wenn du fortgehst. Laß sie nur schimpfen und schreien, sie hören schon wieder auf, wenn sie sehen, daß es ihnen nichts hilft.“

„Das ist lieb, Tildel, daß du zu mir hältst! Gut' Nacht, schlaf wohl!“

Sie küßte die Schwester und erhob sich nun, um in ihr Zimmer zu gehen.

Als sie schon an der Tür stand, rief Tilde: „Du, Franzel, ich muß dir noch was sagen!“

Franzl drehte sich um. „Was denn, Tilde?“

„Ach nein, laß nur . . . es war noch so eine Idee . . . ein andermal . . . Gut' Nacht, Franzel!“

So hatte auch Franzel kein Wort von der neuen Freundschaft Tildes und Rothauers erfahren. —

Frau von Merk war völlig vernichtet, als Franzl ihren Plan darlegte.

„So, also eine Putzmamsell willst du werden, das ist ja nett — das hat uns noch gefehlt!“

„Mama, eine Putzmamsell — das ist doch nur ein Wort! Ich will einfach mir selbst eine Existenz gründen und ergreife eben das, wozu ich Talent und Lust habe! Es gibt sehr vornehme Damen, die Schneiderinnen oder Modistinnen werden, wenn die Not an sie herantritt —“

„Bei dir ist aber von Not keine Rede!“

„Doch, Mama! Meine Not ist, daß ich von einem Mann, den ich verabscheue, Geld nehmen soll! Und außerdem, daß ich keinen Lebenszweck habe!“

„Phrasen! . . . Überspannte Ideen!“

„Vielleicht für dich, Mama, für mich nicht. Für mich sind diese ‚Phrasen‘ Wahrheit und die ‚überspannten Ideen‘ scheinen mir richtig. Und da ich mein Leben leben muß, nicht du, so werde ich tun, was ich als richtig erkannt habe.“

„Ohne meine Einwilligung?“

„So schwer es mir wird — auch ohne deine Einwilligung, wenn du dich nicht überzeugen läßt, daß ich im Recht bin zu tun, was ich tun will!“

Frau von Merk begann zu weinen.

Auch Olga mischte sich ein und fand Franzis Idee abscheulich.

„Direkt begrabierend! Ich begreife nicht, wie eine Dame auf solche unfeine Gedanken kommen kann!“

„Ja, aber eine Dame, die sich von einem Manne

ernähren läßt, der sie nichts mehr angeht, das ist feiner, nicht wahr?"

Olga zuckte die Achseln.

"Er ist dazu verurteilt. Recht bleibt Recht. Am Recht braucht man nicht zu mäkeln."

Es gab da kein Verstehen. Es waren zwei Weltanschauungen, die sich gegenüberstanden. Die eine fußte auf dem geschriebenen, die andre auf dem eingeborenen Recht, — eine Einigung war hier unmöglich. So reiste denn Franzl eines Tages nach Wien ab, ohne daß Frau von Merk und Olga ihr „Lebewohl“ sagten. „Sie soll tun, was sie mag. . . . Wenn sie uns durchaus Schand' machen will, gut! Aber dann sind wir eben fertig mit ihr!"

Tilde hielt zu Franzl. Es gefiel ihr, eine Gegenpartei gegen Olga zu bilden. Den Arbeitsdrang der Schwester begriff sie ja nicht ganz, sehr gut aber ihr Drängen von Hause fort, in neue Verhältnisse . . .

"Ach, Franzl, du hast's gut!" seufzte sie, als sie mit ihr in der dämmerigen Bahnhofshalle stand und auf den Wiener Schnellzug wartete. „Ich wollt', ich wär' auch schon so weit wie du!"

"Tilde, ich bin noch gar nicht weit! Ich tu' gerade den ersten Schritt. Jetzt heißt's erst lernen . . . und sich fügen . . . das wird alles nicht leicht sein! Und jedenfalls dauert's etliche Jahre, bis ich genug zum Leben verdiene. . . . Aber dann, siehst du, wenn ich dann so weit bin, dann darfst du sagen, daß es mir gut geht!"

Tilde sah mit starren Augen hinaus in die Weite, um die das mächtige Rund der Glashalle den durchsichtigen Rahmen spannte.

„Fort, fort!“ dachte sie, „muß das schön sein! Fort fahren, ins Unbekannte hinein mit einem, den man lieb hat, Schöneres gibt's gewiß nicht auf der Welt!“

Franzi sah sie von der Seite her an. Sie fand die Schwester verändert gegen früher. Härter in den Zügen, zärtlicher im Ausdruck.

„Also, Tilde, hab' nur Geduld! Ewig dauert's auch für dich nicht. Eine Arbeit, eine Existenz findet unser-eins immer . . . vielleicht kannst du mit deiner Malerei allmählich was machen. . . . Und wenn du einmal partout fort willst, dann kommst zu mir! Verhungern werden wir wohl nie! Aber ich mein' immer, du bist noch gern in München . . . recht gern sogar!“

Tilde überhörte geflissentlich die kleine Frage, die in den Worten lag. Um dieser Frage willen, die sie schon ein paarmal in Franzis Augen zu lesen gemeint hatte, war sie froh, daß die Schwester nicht dablief. Franzis war ja nicht Olga — es hätte wahrscheinlich nicht lange gedauert und sie wäre ganz von selbst auf Tildes Geheimnis gekommen. Und Tilde wollte dies Geheimnis keinem Menschen preisgeben. Niemand sollte von dem Glück wissen, das ihr in dem entlegenen Atelier aufblühte. Niemand sollte kontrollieren können, wie sie heute mit Rothauer stand und wie morgen, niemand mit Schadenfreude herblicken, wenn morgen vielleicht schon in Scherben am Boden lag, was heute so treu, so holdselig schien. . . . „Still sein und warten!“ alle Tage sagte sie sich's vor, wurde nicht müde, es sich zu wiederholen, wenn's ihr auch oft schwer wurde, dem eigenen Gebot zu folgen, wenn es sie reizte, den versteckten Renommistereien Olgas den Namen „Not-

hauer“ entgegenzuschleudern, wenn sie ungeduldig werden wollte vom Sehnen, vom Warten auf das eine Wort, das er doch nimmer sprach . . .

Nach Franzis Abreise brauchte sie freilich zunächst keine Enthüllungen im Familienkreise zu fürchten. Frau Olga war einem neuen, persönlichen Heiratsplan auf der Spur, und folglich blind und taub für alle andern Interessen.

Sie hatte einen Dichter kennen gelernt, einen wirklichen Dichter; aber einen Dichter, der Geld verdiente, dessen Stücke in Berlin Repertoirestücke waren und auch über alle Provinzbühnen gingen. Olga hatte ihn durch einen anmutigen Zufall kennen gelernt, als sie mit den Kindern im Schloßpark von Nymphenburg spazieren ging. Der kleinen Madlon plumpste, während sie die Schwäne fütterte, ihr Gummiball in den Teich und der Dichter, der unfern auf einer Bank saß, sprang herbei und holte ihn aus dem trüben, von den weißen Sternen der Wasserpest überblühten Gewässer heraus. Es ergab sich dann fast von selbst, daß er mit der hübschen Mama und den Kindern noch weiter im Park umherschlenderte, sich natürlich vorstellte — Hans von Marberg — und ein bißchen von sich erzählte.

Er war eben erst von Berlin gekommen und wollte in München bleiben. München mit seiner Ruhe, seiner Gemütlichkeit, seinen Künstlern, seinen Bergen berauschte ihn, wie es die Norddeutschen immer berauscht, wenn sie es erst kennen lernen. Hier wollte er bleiben, hier mußte sich's herrlich arbeiten lassen. Sobald er erst eine passende Wohnung hatte (er wollte eine

Gartenvilla in einer Vorstadt mieten), würde er Frau und Kinder nachkommen lassen . . .

Als er „Frau und Kinder“ sagte, war Olga ein wenig enttäuscht und dachte, daß es eigentlich zwecklos sei, länger mit ihm auf dämmerigen Parkwegen zu wandeln. Als sie ihn aber im Lauf der Wochen und Monate (er hat gleich, ob er sie nicht besuchen dürfte) näher kennen lernte, begriff sie, daß Frau und Kinder hier weniger eine selige Einheit darstellten, denn eine Fessel.

Hans von Marberg hatte als blutjunger, noch völlig unberühmter kleiner Redakteur seine Jugendliebe geheiratet, ein hübsches, braves Bürgermädchen, das damals sehr gut zu ihm gepaßt hatte. Kinder kamen und engten den ohnehin nicht sehr weiten Horizont der Frau noch mehr ein; der Ruhm kam, der äußere Erfolg an Ehren und Geld hob den Mann hoch empor, weit über seine Familie hinaus, daß sie, obgleich vereint, doch oft meilenweit voneinander getrennt schienen . . .

Als Marberg seinen ersten großen Erfolg errungen hatte und aus dem thüringischen Städtchen, an dessen Gymnasium er gelehrt, nach Berlin verzogen war, entwickelte er sich denn auch alsbald zum „unverstandenen Mann“. Er wurde in reiche, große Häuser geladen, sensationsbedürftige, eitle und verlogene Damen umschwärmten ihn und fanden seine erstaunte Unbeholfenheit entzückend. Seine Frau paßte weder in diese Häuser, noch zu diesen Damen und bald wußte man gar nicht mehr, daß Marberg verheiratet war. Er lebte flott, mitunter ein wenig toll, wie ein Junggeselle der Großstadt, behielt aber seltsamerweise trotz

gelegentlicher Liebschaften eine tiefe, innere Abneigung gegen das weibliche Berlin W, das ihn umdrängte. Er, der aus einer verarmten Adelsfamilie stammte, empfand zu deutlich das Parvenuhafte ihrer Lebenshaltung und ihrer geistigen Bedürfnisse, die in Wirklichkeit gar keine Bedürfnisse, sondern nur Modehaschereien waren, vermischte das bißchen Wärme, das bißchen künstlerische Erbe, das den Süddeutschen eingeboren ist. So wurde es seiner Frau nicht allzu schwer, ihn noch immer zu behalten, wenn sie ihn auch längst nicht mehr fesselte. Er schrie zwar mitunter nach einem „Vollweib“ oder nach einem „Vampir“, hatte auch schon etliche Male an Scheidung gedacht (oder vielmehr: einige der Damen, die ihn umdrängten, hatten an Scheidung gedacht!), wenn aber die Vollweiber und Vampire ihn ordentlich ausgebeutet und die heiratsklüsternden Millionärinnen ihn wirr gemacht hatten mit ihren Banalitäten und Geziertheiten, dann kehrte er sehr gern wieder in den Schoß der Familie zurück, wo man ihm weder mit finanziellen noch mit geistigen Ansprüchen kam, sondern ihn in Ruhe arbeiten und jene Thrismen austoben ließ, die eben zum Dichter gehören.

Olga hatte ihm auf den ersten Blick gefallen, wie ihm eben alles gefiel, was er in München sah. Als sie ihm erzählte, daß Lenbach sie gemalt hatte, „nicht auf Bestellung, das hätten wir gar nicht bezahlen können!, sondern weil er meine Farben so malerisch fand“, war er entzückt. War das nicht eine himmlische Stadt, in der irgendeine hübsche Frau, die man traf, gleich von einem großen Meister konterfeit wurde?!

Er war naiv und ein Dichter obendrein. Darum

dauerte es gar nicht lange und er hielt Olga auch für eine bedeutende Frau. Sie schwatzte ihm dieselben Phrasen vor, die schon Doktor Baumann gut gefallen hatten.

„Ich war ja mit meinem Mann sehr glücklich. Er hat mich auf Händen getragen. Aber tief innen drin ist doch etwas stumm geblieben in mir. ... Mein Mann hatte eben gar keine literarischen Interessen ... ich dagegen hätte mich gerade für das Drama interessiert. ... Aber nicht wahr, man paßt sich eben dem Manne an, man wird, selbst wenn man ein geistig starker Mensch ist, doch sein Geschöpf ...“

Marberg seufzte.

„Gnädige Frau, das sagen Sie! Aber, glauben Sie mir, die Mehrzahl der Frauen denkt gar nicht daran, sich dem Manne anzupassen. Sie haben ihren eigenen, elend kleinen Interessenkreis und aus dem sind sie nicht mehr herauszukriegen. Das Glück, eine freie, entwicklungsfähige, geistig regsame Genossin zu finden, das wird den meisten von uns zu spät. Wenn wir schon gebunden sind ... nicht mehr los können von alten Pflichten ...“

Ihre Gespräche bewegten sich häufig um dies Thema. Marberg kam oft zu Olga, auch als er seine Gartenvilla gefunden hatte und die Familie nachkommen ließ. Er machte seine Frau nicht mit Olga bekannt.

„Sie passen gar nicht zusammen! Sie ist eine brave, kleine Hausherne — Sie dagegen —“

Er vollendete nicht, aber seine Augen sprachen deutlicher, als alle Worte gekonnt hätten.

Bald machte er Olga zur Vertrauten seiner ehe-

lichen Misere, die sich in seiner angeregten Phantasie als ungeheuerlich darstellte. Seine Frau war einfach eine Gans . . . eine kleinliche, quengelnde Person, die an all seinen Nerven zog und zerrte und ihm jede Schaffenskraft, jede Lebensfreude lähmte. . . . Er rechte wie ein Verzweifelter die Arme zum Himmel.

„O, frei sein, noch einmal frei sein und wählen können! Das Weib an sich reißen dürfen, das für uns geschaffen worden ist, auf uns gewartet hat von Urbeginn an!“

Auch ein klügerer und kühlerer Kopf als der Olga wäre bei seinen Worten wohlgläubig und heiß geworden. Olga befand sich denn auch bald in einem Zustand des Gehobenseins und der Anmaßung, wie nie zuvor. Sie resapitulierte: Lenbach hatte sie gemalt — ein reicher Mann hatte sie in erster Ehe geheiratet, ein berühmter in zweiter — (daß Hans von Marberg sich um ihretwillen scheiden lassen würde, stand für sie außer allem Zweifel!). Für eine Biederdeutsche Deutschlands war sie aufgespart worden, an seinem Arm würde sie in die Literaturgeschichte einziehen!

So ungefähr dachte Olga, obwohl sie auf die Literaturgeschichte keinen besonderen Wert legte und auch nicht vertraut mit ihr war. Aber sie hatte Marbergs „Die letzte Bilanz“ im Schauspielhaus gesehen, erklärte es für das stärkste deutsche Drama seit „Maria Magdalena“ (das nach ihrer *wirklichen* Meinung „ein grausliches Stück“ war) und beteuerte Marberg unaufhörlich, daß seit Hebbel kein Dramatiker so wie er „den großen Zug“ habe, lauter Phrasen, die sie in Bindeseile ihm selber abgelernt, teils aus Zeitschriften,

die er ihr brachte, aufgelesen hatte, die aber bei dem naiven und zugleich eitlen Mann stets ihre Wirkung taten. O, freilich hatten sie auch in Berlin solche Redensarten für ihn gedrechselt, aber da war er mißtrauischer gewesen, feinhöriger. . . . An die Offenherzigkeit der Münchnerin glaubte er und glaubte gewissermaßen mit Recht daran, denn Olga glaubte selbst an alles, was sie faselte. Wenn sie belog, so belog sie immer zuerst sich selbst — —

Immer häufiger sprach Marberg von seiner unglücklichen Ehe, immer deutlicher von seiner erwachten Leidenschaft für Olga. Er las ihr vor . . . er dichtete sie an . . . er machte sie zur Vertrauten seiner literarischen Pläne und Ideen. . . . Sie, die ja aus Eigenem gar nichts zu geben hatte, gar nichts wußte, paßte sich ihm schnell an, daß er gar nicht mehr merkte, wie sie nur eine leere, hübsche Frau war, der er allein den Inhalt gab, der ihn dann wieder entzückte . . .

Doch auch eine ganz persönliche Schattierung ihres Wesens gefiel ihm, und zwar gerade das, was Doktor Baumann zuerst betroffen gemacht hatte. Frau von Marberg war eine jener teuflisch-ordentlichen Wirtschafterinnen, die mit ihrem Drang nach Sauberkeit und Akkuratessse den andern Leuten das Leben schwer machen; wegen eines schiefgerückten Stuhles, eines versengten Rückenlappens, einer zerbrochenen Tasse konnte sie Szenen aufschlagen, die das ganze Haus erschütterten, und sie begriff nie, warum ihr Mann nicht mitten im Satz aufhören konnte zu schreiben, wenn doch schon die Suppe auf dem Tisch stand. Olgas sehr mangelhafter Ordnungssinn erschien ihm daher wie eine Er-

lösung von der Inarrenden Beinlichkeit der Haus-
haltungsmaschine, wie ein neuer Beweis für ihre
geistige Bedeutung. —

„Frau Olga, bei Ihnen ist gar kein Hauswesen!“
sagte er wohl scherzend.

„Weshalb nicht?“

„Sie haben mich für ein Uhr zu Tisch geladen, nun
ist's schon einviertel Uhr!“

Mit einer kleinen, hochmütigen Bewegung warf sie
den Kopf zurück.

„Bah, diese Minutenfuchseri überlasse ich den
Frauen, die nichts andres zu denken haben, als ihren
engen, kleinen Kreis!“

„Bravo, da haben Sie recht. Es gibt nichts Schreck-
licheres als diese Zeitpedanten! Sehen Sie, meine
Frau behauptet zum Beispiel immer, das Essen würde
schlecht, wenn es lange steht . . .“

Olga lächelte in milder Herablassung.

„Ja, das behaupten alle Frauen, die von einer
höheren Art der Küchenstruktur (sie betonte dies Wort,
das ihr sehr gefiel) keine Ahnung haben! Man stellt
die Speisen einfach in heißes Wasser, da halten sie
sich stundenlang!“

Da Marberg zu seinem Glück noch nie eine Leber
oder ein Soufflé gegessen hatte, die seit Stunden in
heißem Wasser standen, so war er überzeugt und entzückt.

„Ich sag's ja immer, eine gescheite Frau weiß alles!
Nur die Dummen plagen einen mit diesem vermale-
deiten Hauswesen, als ob's Wunder was wäre!“

Als er nun erst beim Speisen im Tischtuch zwei
kleine Löcher entdeckte, über die Olga großzügig weg-

sah, dachte er, daß das Leben mit dieser Frau einem heiteren Maientanz gleichen müßte, über den süße Lieder hinwegwehen, von denen man nie gewußt, bei dem man alle Erbschwere vergift und in seligem Rausch in den Himmel hineinwalzen möchte. Wie's dann kam, wußten sie beide nicht recht, — aber plötzlich lag er vor ihr auf den Knien, küßte wild ihre Hände, schwor, daß er ohne sie nicht mehr arbeiten noch leben könne, und daß sie die Seine werden müsse —

Olga war hochbefriedigt. Alles war gerade so gekommen, wie sie sich's ausgedacht hatte.

Sie hatte sich im stillen schon alles zurecht gelegt, auch mit Mama öfters davon gesprochen, wenn auch nicht gar zu viel, denn Mama war in gewissen Dingen doch etwas rückständig, glaubte zum Beispiel nicht recht an die Leichtigkeit dieser Ehetrennung. Olga war aber ja, Gott sei Dank, ein moderner Mensch, wußte in Küche und Bürgerlichem Gesetzbuch Bescheid und hatte sich also die Sache wohl überlegt. Wenn die Frau nicht gutwillig zustimmte, so blieb noch der Paragraph von der „Unmöglichkeit, die eheliche Gemeinschaft fortzusetzen“, auf den sich der Dichter stützen konnte. Ein genialer Mensch konnte einfach keine Gemeinschaft haben mit einer Gans, die nicht einmal wußte, daß Speisen sich im heißen Wasser stundenlang halten —

Während des Scheidungsprozesses wollte Olga fortgehen, vielleicht an die Riviera ... denn es würde natürlich geredet werden und es war besser, wenn man dem aus dem Weg ging. Dann Rückkehr ... Heirat ... glanzvoller Aufstieg ... eine große Wohnung die Dienerschaft ... Luxus. ... Sie schloß beglückt ...

Augen und hörte aus weiter Ferne wieder ein ach! so lange verstummtes, silbernes Klingen.

Merkwürdigerweise ging's aber mit der Scheidung nicht voran. Marberg war zerstreut und verschlossen, wenn sie vorsichtig davon zu sprechen begann, so daß sie bald den Eindruck gewann: „Er ist dieser Sache nicht gewachsen, er ist schüchtern, zaghaft, wie Dichter eben in praktischen Dingen zu sein pflegen. Hier muß die Hand einer klugen und tüchtigen Frau eingreifen, um ihn zum Glück zu führen!“

Ihre Phantasie, die sie in der letzten Zeit noch mit allerlei verfliegenen Dramen und Romanen genährt hatte, flog wieder einmal mit ihr davon. Sie wollte eine persönliche Aussprache mit Frau von Marberg haben, „von Weib zu Weib“. Es war ja auch gar nichts Ungewöhnliches mehr, daß zwei Frauen sich in leidlicher Güte um einen Mann einigten, es kam nur darauf an, die rechten Worte zu finden, um diese kleine Gans zu rühren und zu überzeugen, daß sie ihrem Mann nicht länger im Weg stehen durfte.

Olga zog sich ein elegantes schwarzes Kleid an, setzte einen schwarzen Federhut von gigantischem Umfang auf ihr frischgetöntes Blond, warf einige Puderquasten voll Reismehl auf die Wangen, machte über die Augen zwei starke Halbmonde und überstäubte sich mit White Rose. Sie war sehr zufrieden mit ihrem Aussehen. Sie wirkte ernst, wie es zu dem Schritt paßte, den sie da tat, und verführerisch genug, um seine Ursache begreiflich zu machen. —

Sie fuhr mit dem Vorortzug nach der Villenkolonie Gauting, wo Marberg eines der Puppenhäuser ge-

mietet hatte, die wie Spielzeug in einem sauberen Garten vor einem Luff hoher, schwarzer Tannen liegen. Reizend sah es aus mit seinem roten Dach, den Geranien und Pantoffelblumen auf dem Balkon und dem lustigen, grünen Gitter, das es einzäunte. Der Garten war natürlich noch ganz jung, Bäume fehlten. Aber Beete mit Aurikeln, mit Frührosen und Heliotrop blühten im bunten Duft und hinter dem Haus sah man Gemüsebeete und Obststauden. Helle Flecke wirbelten drin hin und her — ein paar Kinder, die lachend und schreiend einander jagten ...

Olga betrachtete das Haus eine Weile.

„Sehr nett!“ dachte sie, „aber hier bleiben wir nicht! Das ist petit genre! Ein Mann wie er gehört in ein andres Milieu ...“

Sie drückte auf den Knopf unter dem spiegelblanken Messingschildchen, auf dem „von Marberg“ stand. Ein Mädchen mit erhitzten Wangen, weißer Schürze und Häubchen öffnete, nahm die Visitenkarte in Empfang, führte die fremde Dame über den zierlichen Kiesweg des Eingangs ins Haus.

Das Zimmer, in dem Olga etliche Augenblicke auf die Hausfrau wartete, war eine Art Gartensalon, nur mit roten Bambusmöbeln und Matten eingerichtet. Eine alte japanische Bronzekrone hing von der Decke herab, zartgelber Musselin wallte vor den Fenstern, eine Schale frischer Blumen, wie sie im Garten blühten, stand auf dem Tisch. Daneben ein mit roten Tuchlappen ausgehörter Schlüsselforb und die Morgenzeitung.

Ob schon Olga absichtlich einen Tag gewählt hatte,

an dem Marberg in Theaterangelegenheiten verreist war, tat es ihr leid, daß er sie nicht neben seiner Frau sehen konnte.

Ein klein wenig klopfte ihr das Herz, aber sie redete sich mit Erfolg Mut ein. Und dann ging auch schon die Tür auf und Frau von Marberg erschien. Olga war von ihrem Anblick überrascht und enttäuscht. Nach den Schilderungen des Dichters und ihrer eigenen Phantasie hatte sie sich Frau von Marberg so gedacht, wie man sich die unbedeutenden Frauen bedeutender Männer gerne denkt: unansehnlich, verblüht, linksch, geschmacklos. Statt dessen stand da eine rundliche, vielleicht etwas allzu rundliche Frau mit frischen Farben, stark geschnürt, in einem einfachen, dunkelgrünen Sergekleid, dem Olga aber sofort die erste Firma ansah.

„Sie hat sich für mich zurechtgemacht,“ dachte Olga. „Vor zehn Minuten stand sie sicher noch in der Küche und schimpfte.“

Sie verneigte sich ein wenig mit ihrem begönnernden Lächeln.

„Bitte, gnädige Frau, nehmen Sie Platz!“ sagte Frau von Marberg mit einer Stimme, die Olga einen leichten Schreck einflößte. Ihr Gönnerlächeln schwand; Frau von Marberg sah einfach impertinent aus mit den kurz-sichtigen zugekniffenen Augen und den mokanten Zug um den gewöhnlichen, aber auffallend roten Mund.

„Was verschafft mir die Ehre, gnädige Frau?“ fragte Frau von Marberg, als Olga sich auf dem Rande eines roten Korbsessels niedergelassen hatte. Sie saß ihrem Besuch gegenüber und nestelte zwischen den Fäden ihres Kleides einen goldenen Kneifer vor.

„Sie erlauben, gnädige Frau, ich sehe sehr schlecht ohne Glas —“

Olga fühlte sich unbehaglich. Die Sache war doch schwerer, als sie gedacht hatte. Aber schließlich mußte sie jetzt sprechen ...

Sie begann zögernd, leise, ganz ohne jene souveräne Beherrschung der Situation, die sie sich selbst zugetraut hatte. Wie, wenn diese Frau ihr eine fürchterliche Szene machte? Schrie, tobte, sich an ihr vergriß? Sie mißhandelte und zum Haus hinauswarf? Daheim hatte sie sich das „von Weib zu Weib“ ganz anders gedacht.

Frau von Marberg schrie aber nicht, tobte nicht, sondern sah auf ihren Schoß herab, in dem ihre breiten Hände lagen, von ein paar Smaragdringen köstlich umfunkelt. Sie ließ Olga eine kleine Weile sprechen, dann hob sie die Augen und sah sie durch ihre scharfen Gläser belustigt an: „Ach so! Sie sind die Dame von hier, die meinen Mann heiraten will!“

Olga war verblüfft. Stotterte: „Sie ... Sie wissen ... er ... ich ...“

Frau von Marberg nickte.

„Ja, ja, das kenne ich schon! Das macht er öfters! Und das scheint ja jetzt Mode zu sein, daß die ... die ...“ (sie schluckte mühsam ein Wort hinunter) „die Damen zu einem ins Haus kommen und zur Frau sagen: ‚Gib mir deinen Mann!‘ Es ist mir in Berlin auch schon passiert. ... Ja, gnädige Frau, (sie zuckte die Achseln) da kann ich Ihnen nur sagen, was ich den Berlinerinnen gesagt habe: ‚Nehmen Sie ihn! Meinen Segen haben Sie!‘ Ich bin seit fünfzehn Jahren mit ihm verheiratet. Wenn Sie glauben, daß das ein

Bergnügen ist ... nehmen Sie ihn nur, das heißt, wenn er geht! Ich halte ihn nicht. Aber da dürften Sie sich eben täuschen, gnädige Frau, er geht nämlich nicht. Ich weiß schon, er erzählt Räubergeschichten, wie unglücklich er mit mir ist und daß er eine ‚Gefährtin‘ und weiß Gott was für neumodische Sachen haben muß. ... Das erzählt er alles — aber wenn's zum Klappen kommt, bleibt er eben doch bei seinen Kindern ...“

Ihr Gesicht nahm jetzt einen müden Ausdruck an.

„Diese dummen Sachen kenn' ich alle von Berlin her ... die Weiber sind nun mal toll mit ihm und glauben ihm, was er schwätzt, aufs Wort. Da ist nichts zu wollen. Also nehmen Sie ihn nur — wenn er geht. Ich gönne auch einer andern das Glück, fünfzehn Jahr lang neben ihm herzulaufen. Das heißt, eine andre hält's so lange gar nicht aus. Auch Sie nicht, gnädige Frau! Den müssen Sie erst in schlechter Laune kennen ... und wenn er dichtet! Nehmen Sie ihn nur — ich halt' ihn heute so wenig wie sonst. Nur für die Kinder muß er sorgen. ... Und wenn er also dann wirklich von den Kindern fortgehen will, dann, bitte, benachrichtigen Sie mich beizeiten, damit ich mich auf den Wegzug einrichten kann. Aber glauben Sie mir — er geht gar nicht. Das sind nur so Einbildungen von ihm. Sie meinen jetzt natürlich, er hängt an Ihnen, kann nicht von Ihnen lassen! Aber glauben Sie mir, er hängt nur an zwei Dingen auf der Welt: an seinen Kindern und an seiner Bequemlichkeit! Dafür ist er ein Dichter ... Die Kinder, die h a b e ich. Und die Bequemlichkeit, die h i n ich. Er bringt sie einem

nämlich bei, seine Bequemlichkeit, wenn man fünfzehn Jahre lang mit ihm verheiratet ist! Das ganze Haus ist nur auf ihn gestellt und ich selber dazu. . . . Oder glauben Sie etwa, daß es sehr angenehm ist, solche Besuche zu empfangen, wie —? Aber wenn Sie glauben, daß er das alles auch bei Ihnen findet — bitte! Ich halte ihn nicht!”

Sie war bei den letzten Worten aufgestanden. Olga ging ohne ein Wort zu sagen. Mit einer Klarheit, die bei ihr selten war, erkannte sie, daß die Phantasieen eines Mannes die ihren belogen hatten, daß Frau von Marbergs ruhige Nüchternheit diesem Mann gegenüber immer siegreich bleiben würde.

Wie sie nach Hause kam, wußte sie selbst nicht recht. Sie lag einige Tage zu Bett, apathisch, schwach, fast ebenso, wie beim Tode des Rittmeisters. Als sie wieder aufstand, schrieb sie an Marberg einen kurzen Brief, in dem sie ihn aufforderte, entweder unverzüglich die Scheidung einzuleiten oder ihr Haus nie mehr zu betreten.

Er betrat es nie mehr.

Siebzehntes Kapitel.

Der Sommer ging vorüber, München gehörte, wie immer um diese Zeit, nicht den Einheimischen, sondern den Fremden. Wagnerfestspiele . . . Mozartfestspiele . . . Die sonst so behagliche, einfach-heitere bairische Hauptstadt schien ein Babel in Miniaturausgabe. Alle Sprachen der gebildeten Welt wurden auf den Straßen

laut, alle Nationalitäten schienen sich an der Ffar ein Stellbichlein gegeben zu haben. Schöne Frauen aller Rassen saßen in köstlichen Gewändern, blügend von Edelsteinen, in den Theaterlogen oder schlichten gelangweilt, verständnislos durch Kunstsammlungen und Museen, weil das eben „dazu gehört“. Die Bericht-erstatte französische, englische, amerikanische Blätter erzählten ganz ernsthaft zum hundertstenmal, daß das Hofbräuhaus der Sammelplatz des geistigen und gesellschaftlichen Lebens in München sei, und die Berliner hofften immer noch, daß sie einmal mitten auf der Straße jodeln oder Juhu schreien hören würden. Alle Gasthöfe hatten sich hochalpine Preise angewöhnt; wenn man in einem Geschäft etwas kaufen wollte, wurde man zunächst französisch oder englisch nach dem Begehr gefragt und rief Enttäuschung hervor, wenn man nur deutsch antworten mußte ...

Die Damen Merk hatten eine der kleinen Sommerfrischen im Ffartal zum Landaufenthalt gewählt. Olga hatte zwar zuerst gemeint, ob Mama nicht lieber mit Tilde in der Stadt bleiben wolle. Es kamen doch viele Fremde ... wer weiß, vielleicht sah einer Tilde ... verliebte sich in sie ...

Aber Frau von Merk wollte nichts davon hören; sie hatte, aus begreiflichen Gründen, ein gewisses Mißtrauen gegen Fremde, besonders gegen Ausländer. Sie sehnte sich auch nach ein paar Wochen der Ruhe, nach Ausspannen ... sie war so froh, einmal den täglichen Ansprüchen des großstädtischen Lebens zu entkommen, dem täglichen, kleinlichen Niddellkampf mit Diensthoten, Fleischer, Rohlenhändlern und Milchfrauen. ... Drau-

ßen zahlte man seinen festen Pensionspreis — basta! Für etliche Wochen wenigstens würde der schütternde Marschschritt der Zahlenregimenter nur gedämpft in ihrem Hirn erklingen, vielleicht auch verstummen.

Man wäre ja auch gar nicht in der Lage gewesen, die Vergnügungen der reichen Fremden mitzumachen, ihnen an ihren Treffpunkten zu begegnen. Der Theaterplatz zwanzig Mark, dazu große Toilette, Wagen — das ging jetzt über die Verhältnisse hinaus. Einmal hätte man sich's ja vielleicht leisten können, aber was bedeutete einmal?! Besser, man ließ es gleich sein und ging fort, dann tat einem wenigstens das Herz nicht weh vom Zusehen und Danebenstehen ...

Tilde war ganz der Ansicht ihrer Mutter. Sie spürte nicht die geringste Lust, sich wieder herzeigen, zur Schau stellen zu lassen, wie eine schöne Ware. Die erzwungenen Spaziergänge damals, nach Saranoffs Abreise, standen ihr noch so deutlich im Gedächtnis, daß ein Bittern sie überfiel, wenn sie dachte, daß sie, wenn auch unter andern Voraussetzungen, noch einmal in ihrem Leben einer Absicht zuliebe straßauf straßab laufen sollte. Und Rothauer war auch nicht in München. — Man ging also ins Isartal, und Olga war's schließlich auch so recht. Mit einer halben Stunde Bahnfahrt war München zu erreichen — alle Glücksmöglichkeiten des Fremdenstromes blieben also in greifbarer Nähe.

Einstweilen ging sie im Isartal in etwas phantastisch-schmutzigen Aufzügen einher. Sie fand es praktisch und bequem, auf dem Lande alte Gesellschaftsblusen von abgenutzter, zerfekter Eleganz zu einem dicken,

grauen Bodenrock zu tragen, den sie „ländlich“ nannte. Unter einem grünen Hütchen quollen ihre Haare schlechter gefärbt als sonst hervor, denn ein Mann, der in Betracht kam, war weit und breit nicht zu sehen, höchstens an Sonntagen etliche mittelmäßige Ausflügler. Wozu also sich in Unkosten stürzen?! Besser, man sparte das teure Eau d'or für die Fahrten nach München auf. Und unweigerlich saß eine Augenbraue höher und stärker auf der Stirn als die andre.

Die Kinder, früher elegant und gepflegt wie englische Babies, liefen jetzt sonnenverbrannt, in ausgewaschenen Leinen- oder Bodenkitteln mit nackten Füßen umher.

„Auf dem Land sollen sie Freiheit haben!“ sagte Olga. In Wahrheit war es ihr nur bequem, nichts nachsehen und flüchten zu müssen. Wenn ihr Mittagsgäste in der „Post“ Freundliches sagten über die gefunden, braunen Kinder, die jetzt fast Bauernrangen glichen, lächelte sie überlegen: „Wir hätten viel mehr gesunde Kinder, wenn wir vernünftige Mütter hätten! Aber wo sind, selbst unter den modernen Frauen, kluge Mütter?!“

Frau von Merk saß fast den ganzen Tag im Garten, machte eine Handarbeit, laß und atmete auf, daß keine unerwarteten Rechnungen und Forderungen an sie kamen. Lilde spielte hier vollkommen „Malerin“, saß mit einer angefangenen Skizze halbe Tage lang an einsamen Waldblichtungen oder Flußbiegungen, malte wenig, laß aber dafür um so eifriger Briefe und Postkarten, die unter einer Chiffre für sie ankamen, aber nicht etwa auf dem Postamt ihrer Sommerfrische, son-

dern auf der nächsten Station, die nur vierzig Gehminuten entfernt lag . . .

Oft oder viel schrieb Rothauer ja nicht; er war nicht gewandt mit der Feder. Er war zunächst nach Hause gegangen, in sein Heimatdorf, und lebte mit seinen Eltern wie ein echter Bauer. Früh vier Uhr stand er auf, ging mit außs Feld zum Schneiden oder Heuen. „Da merkt man erst, wie man alles verlernt. Am Anfang ist mir die Sense jedesmal im Boden stecken geblieben, daß a Schand' war vor die andern; aber jetzt tut's es wieder . . .“ Malen tat er gar nicht. Er trieb sich in den Ställen umher, handelte und schwindelte beim Pferdeverkauf wie nochmal ein Bauer, aß voll Appetit Knödel und Kraut aus der gemeinsamen Schüssel und legte sich um neun Uhr schlafen. „Nur wenn s' mir mit ihre Rosenkränz' beten daherkommen, werd' ich wild! So was kann ich nimmer. . . Aber mit der Mutter geh' ich natürlich alle Sonntag in die Mess', weil s' da a Mordsfreud' davon hat.

„A paar Wochen halt' ich's schon auß, länger nimmer, nachher muß ich a bisserl Meer baden und arbeiten, obwohl ich's Meer sonst nicht leiden kann. Mögen Sie's vielleicht? Ich find's langweilig, nur zum Rumpfantchen wunderschön. . . Ich geh' nach Scheveningen, da sieht man sonst auch noch was. Im Oktober bin ich wieder in München. Zuhu! Ich freu' mich schon auf die Stadt und auf Sie. Freuen Sie sich auch ein bisserl, gelt?! Es ist viel netter, wenn man sich zu zweit freut.

„Ich grüße Sie schön, liebes Fräulein Lilde (darf

ich's nächste Mal schreiben: „liebe Lilbe“) als Ihr getreuer

Anton Rothauer, Kunstmaler.

NB. Hier heiß' ich „Toni“. Scheußlich, nicht?!”

Das war so ziemlich der einzige längere Brief, den sie von ihm erhielt; sonst fast nur Ansichts- und Postkarten. Sie war aber sehr zufrieden und hoffnungsfroh. Spürte sie doch aus den wenigen, und nicht eben sehr geschickten Zeilen, daß Rothauer ihrer gedachte, vielleicht sich sogar ein wenig nach ihr sehnte. Sie schloß die Augen, preßte den Kopf in die Hände und blieb einige Minuten regungslos. Glück floß in breiten, warmen Wellen auf sie nieder —

Nach seinem bürgerlichen Jdhl verlebte Rothauer etliche Wochen in Scheveningen. Er hoffte, dort elegante Damen zu sehen, malerische Toiletten, fand sich aber ziemlich enttäuscht. Das Publikum bestand zum großen Teil aus Holländerinnen, deren schwere Gestalten, ruhige Gesichter und solide Geschmacklosigkeit wenig Reiz für den Maler zierlicher, pikanter Frauen hatten. Eines Tages aber fiel ihm eine am Strande auf. Sie ging langsam schlendernd vor ihm her, klein und schwächlich, ganz versunken in rosenfarbenen Chiffon, wie eine kleine Venuswelle glitt die weiche Schleppe über den von Muscheln buntglitzernden Sand. Er ging rascher, um ihr Gesicht unter dem breiten, weißen Spitzenhut zu sehen, — es kam ihm bekannt vor. Ein blaßes Kinderoval mit tiefschwarzen Haaren und schwermütigen dunklen Augen. Wie sie ihn sah, huschte ein reizendes Herleinlächeln um ihre Lippen. Sie erkannte ihn sofort, sprach ihn an: „Sie erinnern

sich wohl meiner gar nicht mehr, Herr Rothauer? Das ist nicht hübsch von Ihnen . . .“

Wie sie sprach, nein, noch ehe sie sprach, als er sie nur erst in der Nähe sah, wußte er, daß es Marie Cholevius war. Er ging nun mit ihr am Strand entlang, und sie erzählte ein wenig.

„Mein Mann ist nur zeitweise hier, er arbeitet im Archiv in Amsterdam . . . aber er besucht mich natürlich öfters . . .“

Rothauer, der durch Tilde die Ehegeschichte Benedikt-Cholevius kannte, hätte zu gerne gewußt: ‚Wer ist jetzt eigentlich Ihr Mann, der in Amsterdam arbeitet? Cholevius oder Benedikt?‘ Fragen konnt’ er natürlich nicht; diplomatische Aushorcherei war seine Sache auch nicht. Er mußte also auf eine zufällige Erhellung warten, die auch nicht ausblieb.

Nachdem sie etwa eine halbe Stunde spazieren gegangen waren und von allem möglichen geredet hatten, sagte Marie: „Ich muß nach Hause! Der Arzt kommt . . .“

„Sind gnädige Frau krank?“

„Ach nein . . . nur ein bißchen nervös. . . . Und im Seebad muß man doch schließlich einen Arzt haben . . .“ Sie erwartete aber gar nicht den Arzt. Es war die Zeit für die Morphiumeinspritzung.

„Bringen Sie mich bis an mein Hotel, ja? Wir wohnen in der ‚Königin von Holland‘ . . .“

„Wenn Sie’s erlauben, gern!“

Er fand sie unverändert, wie damals auf dem Basar oder später, wie er die Skizze von ihr gemacht hatte. Sie hatte immer noch ihren gefährlichen Kinder-

Charme und ihr seelenloses Auflachen. Immer noch folgten ihr die Blicke der Vorübergehenden in Erstaunen, Neid und Bewunderung.

Vor dem Hotel verabschiedete sie ihn.

„Besuchen Sie mich doch einmal, zwischen drei und vier Uhr vielleicht! Ich würde mich sehr freuen, einmal von München mit Ihnen zu schwätzen... O, ich habe München nicht vergessen!“

Sie sah ihn an. Der Blick hieß: „Ich habe Dich nicht vergessen!“

Er verneigte sich.

„Ich komm' natürlich sehr gern, Frau Professor...“

Er wartete einen Augenblick. Wenn sie einen anderen Namen trug als früher, mußte sie es jetzt doch sagen. Sie sagte aber nichts, verabschiedete sich und begann, die Treppe hinaufzusteigen.

Sie war in der Tat immer noch Cholevius' Gattin. Trotz des ungeheuren Skandals, der ein paar Tage lang in Jena aufblühen wollte, hatte ihr Mann sich nicht scheiden lassen, sondern sie zunächst in eine Nervenheilanstalt und dann auf Reisen geschickt, so daß sie in ihrem Bekanntenkreis ein wenig in Vergessenheit geriet. Wenn erst lange Zeit über die peinliche Angelegenheit weggegangen war, würde allmählich alles ins alte Geleise kommen, dachte Cholevius. Hätte er ganz frei nach seinem Herzen gehandelt, er hätte, so unglaublich es auch scheinen mochte, Marie nimmer von sich gelassen, denn er hing nach seiner Art an diesem krankhaften, buntschillernden Geschöpf, dessen perverse Kindlichkeit den Herbst des gelehrten Mannes mit Süße und Blut erfüllt hatte und ihm auch jetzt noch,

da schon echten Winters Schnee auf seiner Stirn lag, für Augenblicke die Illusion entschwundener Jugend vorzauberte. — Es gab einzelne Tage, an denen er Marie mit der schrecklichen, unheimlichen Leidenschaft der Greise küßte, aber an allen Tagen, gleichviel ob sie ihm oder einem anderen im Arme lag, blieben ihr sein Mitleid und seine bange Sorge treu. Er wollte sie keinem anderen lassen, das heißt, er wollte sie keinem andern zu dauerndem Besitz überantworten, denn er wußte wohl, daß kein zweiter tragen, lieben und sorgen würde, wie er. „Bleib bei mir, Marienkind, bei mir bist du geborgen! Glaub mir, ein anderer kennt dich nicht, richtet dich gewiß zugrunde . . .“

Oft hatte er's, halb im Scherz, halb im Ernst gesagt, wenn er, der alte Mann, sah, wie man seiner jungen Frau huldigte. Sie hatte sich dann immer wie ein Kätzchen an ihn geschmiegt: „Lieber Professor, du bist doch der liebste, beste Mensch auf der Welt! Ich denk' doch an gar keinen andern!“ Und mit diesen Worten auf den Lippen schlüpfte sie aus seinem Arm und ging zu einem andern.

Sie war mit der vorläufigen Trennung sehr einverstanden. Sie ging gerne von Jena und gerne von Benedikt fort, dessen sie schon längst müde war. Er hatte sie nur ganz zu Anfang ihrer Bekanntschaft gefesselt, als er, der welterfahren schien und Frauen gegenüber doch so naiv war, willenlos ihrem Zauber erlag, sich ein Leben ohne Marie nicht mehr denken konnte. Es war ihr damals eine grausame Freude gewesen zu erproben, wie weit ihre Macht über ihn reichte: weil sie es wollte, hatte er sich an den Genuß

des Morphiums gewöhnt, obwohl sein gesunder Organismus und sein Verstand dem schrecklichen, süßen Gift widerstrebten. Aber sie hatte nicht abgelaßen zu bitten: „Nur einmal eine kleine Spritze voll, Liebster! Damit du es doch kennst . . . damit du einmal, nur ein einziges Mal die schönen Träume weißt und sie mir erzählst. . . Du, es ist doch so süß in demselben Rausch, in derselben Wonne unterzutauchen . . . einmal nur laß mich dir eine Einspritzung machen, ein einziges Mal! Dann nie wieder, ich schwör's! So, siehst du, ich setz' mich auf deine Kniee, du streiffst den Armel ein wenig zurück — da! War's nun so schlimm?“

Zwei-, dreimal hatte sie gebettelt und überredet, dann verlangte er von selbst nach der feinen Silbernadel. Für etliche Zeit hing sie nun an ihm mit der zweifachen Liebe des Weibes, das liebt und das sich einen heimlichen Lastergenossen geschaffen hat, — dann wurde sie seiner müde, um so müder, je wilder, je ausschließlicher er an ihr hing. Erst Franzels Erscheinung hatte das Verhältnis dann wieder verschoben, denn Menschen zu quälen war die letzte Genußmöglichkeit, die den Kranken, schon halb gestorbenen Sinnen und Nerven Mariens blieb . . .

Rothauer sah Marie in Scheveningen nicht allzuoft. Sie gefiel ihm hier weniger, als damals in München. „'s Meer steht Ihnen nicht gut,“ sagte er einmal scherzend zu ihr, „da passen S' nicht her! Das ist alles zu mächtig, zu gewalttätig für Sie . . . München steht Ihnen, so die g'wisse Münchner Luft, die weich ist und bunt und wo so ein Eidechsel überall künstlerisch wirkt, wo's auch hinschlupft! Hier, wenn's am Strand

'rumlaufen, d'erbarmen's einen... ich weiß nicht warum!"

Sie sah ihn von unten herauf mit ihren schwarz-blauen Samtblicken an, daß er dachte: „Also anschauen kann's einen, daß einem ganz anders wird..."

Sie sagte: „Ach ja, München! Da muß ich doch wieder einmal für längere Zeit hin! So schön wie's damals war — nie in meinem Leben hab' ich's so gut gehabt! Ich komm' sicher wieder nach München..."

Auch als er sich von ihr verabschiedete, um noch ein wenig die holländische Provinz zu bereisen: „Grüßen Sie München von mir! In München sehen wir uns wieder!"

Er hatte Tilde nichts von dem Zusammentreffen schreiben wollen, ohne daß er wußte warum. Dann überlegte er sich, daß es doch ganz töricht wäre, etwas zu verheimlichen, was gar nicht die Mühe des Verheimlichens lohnte. Er erwähnte also einmal nebenbei: „In Scheveningen war ich etliche Male mit einer Dame zusammen, die Sie auch kennen, die Frau Professor Cholevius aus Jena. Wissen S' noch, sie war damals auch beim Basar.“ Als er's geschrieben hatte, zerriß er den Bogen. Er mochte Tilde nicht an früher, besonders nicht an den Basar erinnern. Er wußte, daß sie rot wurde und ein seltsam-schmerzhaftes Gesicht machte, wenn je zufällig die Rede darauf kam.

Im Herbst kehrte Rothauer nach München heim, von Tilde schon mit zehrender Ungeduld erwartet. Endlos lang und langweilig waren ihr die Tage im Startal dahingegangen, aufgelebt hatte sie nur, wenn sie eine postlagernde Sendung erhielt. Sie war froh,

daß es einen ziemlich verregneten Sommer gab und alle Welt doch früher in die Stadt zurückkam, als man beabsichtigt hatte. Obgleich sie wußte, daß Rothauer noch nicht da war, ging sie einige Male an seinem Atelier vorüber und sah hinauf. Es war ihr, als wehe um das Haus ein leiser Duft verschwiegener, schöner Stunden —

Das erste Wiedersehen nach dem Sommer war beinahe stürmisch. Ein tropfnasser, grämlicher Herbsttag, der einem die Lust benahm, ins Freie zu gehen. Tilde kam mit feinen Sprühtropfen besät, daß sie aussah, als hätte ein mutwilliger, kleiner Amor tausend Glasperlen über sie hingebblasen. Der Wind hatte ihr den Hut ein wenig verweht und die lange, schwarze Boa gelockert, ihre Wangen waren rot vom Kampf mit dem Sturm und vor Freude. Sie hielt ein paar Blumen in der Hand, die sie für den Teetisch im Atelier gekauft hatte, weil Rothauer an so Zartes nie dachte. Kaum hatte er die Tür geöffnet und sie wieder hinter ihr geschlossen, da packte er schon ihre Hände und zog sie ins Atelier.

„Mäderl... Mäderl... weil d' nur wieder da bist!“

Er nahm ihre Hände und küßte sie beide zugleich, nicht wie ein Verehrer, nicht wie ein Begehrer, sondern mit der süßen Zärtlichkeit eines Mannes, der sein Gefühl verrät, ohne daß er's weiß, ohne daß er's will... Von jenem Tag an sagten sie sich „du“. —

Achtzehntes Kapitel.

Es war Winter geworden, Adventzeit, in der man im katholischen Land nicht tanzen darf. Doch in die stillen Monate ernster Ruhe warf schon der künftige Fasching die Spiegelung von tausend buntglitzernden Lichtern. Schon kündigten die Studentenkörps, die großen industriellen, kaufmännischen und gelehrten Vereine ihre Bälle an, in Künstlerkreisen plante man wieder allerlei Redouten und Maskenbälle von phantastischem, aber einheitlichem Charakter.

Im Hause Merk wurde lebhaft erwogen, ob man dies Jahr Bälle besuchen wolle oder nicht. Tilde war nicht sehr dafür eingenommen, sie wollte eigentlich nur ein paar Künstlerbälle mitmachen, die Rothauer ebenfalls besuchte, oder bei denen er gar im Komitee saß. Sie konnte das zu Hause natürlich nicht sagen, meinte also nur so nebenhin: „Mama, ich mach' mir nicht mehr viel aus dem Tanzen!“

Frau von Merk biß ärgerlich die Lippen.

„Nicht mehr! Wenn man das hört, könnt' man meinen, du wärst wirklich schon eine alte Jungfer!“

„Vielleicht bin ich's bald, Mama!“

„Rede doch keinen Unsinn!“ mischte sich Olga ein.

„Natürlich machen wir dieses Jahr etwas mit. Ich auch. Man ist nur einmal jung und man muß seine Chancen nützen...“

„Also ja, nützen wir sie halt! Aber bleiben wir doch wenigstens von den Offiziers- und Korpsbällen weg. Die kosten doch nur ein Heidengeld an Toiletten und Soupers und schließlich —“

Sie zuckte die Achseln. Mama und Olga verstanden, was sie damit sagen wollte.

Eine kleine, trübe Pause entstand.

„Ach!“ seufzte Olga, „wenn ich an die Künstlerfeste zu Lenbachs Zeit denke! Wie herrlich war das alles . . . So etwas gibt's jetzt nicht mehr!“

„Bitte,“ entgegnete Tilde schnippisch, „du kennst sie ja gar nicht! Wir haben doch seit Jahren keines mehr gesehen! Und ich fand' es sehr vernünftig, wir gingen hin! Die kosten nicht die Hälfte eines Toilettenballons und man amüsiert sich sicher zehnmal besser. Es kommen auch viel nettere Leute hin, nicht nur so Tanzbubeln, denen man erst Walzer und Konversation beibringen darf. Und schließlich —“

Sie zuckte abermals die Achseln. Abermals verstanden Mama und Olga.

Nach etlichem Hin und Her beschloß man also, daß Tilde mit Olga einige Künstlerbälle besuchen sollte; Mama als Gardedame war überflüssig, wenn die verwitwete Schwester mitging. Darüber war Frau von Merk sehr froh. Tilde war zwar anfangs nicht sehr entzückt, daß sie unter dem Schutz Olgas stehen sollte, aber sie besann sich bald.

„Mein Gott, die Olga!“ dachte sie und sagte sie auch zu Rothauer. „Wenn der Olga einer den Hof macht, denkt sie an nichts andres mehr! Die stört einen nicht!“ — Da war aber doch ein Punkt, in dem Tilde sich täuschte, in dem sie die blonde Schwester für argloser und einfältiger hielt, als sie war. Olga wußte ja allerdings nichts von den heimlichen Atelierbesuchen, auch nichts von der postlagernden Korre-

spondenz im Kartal, aber als Tilde mit eins so warm für Künstlerfeste sprach, hatte sie hoch aufgehört und sofort die deutliche Empfindung gehabt: „Dahinter steht ein Mann!“ und sie beschloß alsbald auszuforschen, wer dieser Mann war...

Tilde kam wieder wie früher in Rothauers Atelier. Wie früher tranken sie Tee, redeten bald ernsthafte, bald lustige Sachen, neckten sich oder waren auch, wie Rothauer sich ausdrückte, „kunstbeflissen“, das heißt, er machte dann und wann eine flüchtige Skizze von Tilde. Hauptsächlich liebte er, sie mit halbabgewendetem Kopf zu zeichnen, weil sie einen sehr schönen Halsansatz hatte.

„Wie a Maiglöckl auf 'm Stengl sitzt bei dir 's Köpferl droben! Ich begreif' gar net, wie a Münchnerin zu so was kommt! Hier hat doch 's dritte Mädle an Blähals.“

Alles schien wie früher, nur noch vertrauter, herzlicher — aber es war doch alles anders. Nicht für Rothauer, dem diese Nachmittage eine entzückende Zerstreuung boten, die er nicht mehr hätte missen mögen, aber für Tilde war alles anders, denn nun hing ihr Herz an dem Mann, mit dem sie zuerst nur der Reiz des Geheimnisses verbunden hatte...

Rothauer unterhielt sich köstlich an diesen Nachmittagen, für Tilde waren sie der einzige Tag der Woche, an dem sie wirklich lebte, Leben genoß mit allen Pulsen ihrer jungen, freudehungrigen Seele. Die andern sechs Tage waren nur ein Hindämmern, nur ein Erwarten dieser flüchtigen Stunden in der Nymphenburgerstraße... Wenn sie das Atelier verließ, ging sie immer wie im

Traum, durchhaftete erregten Sinnes noch einmal, was eben gewesen, versuchte in süß-wirbelnden Gedanken sich zu entsinnen, ob sie auch nichts vergessen, nichts überhört hatte von dem, was er gesagt. Wiederholte sich jedes Wort, beklopfte, behorchte es, spähte gierig aus, wie ein Mineraloge Gestein ausspähen und beklopfen mag, und kam schließlich jedesmal mit dem jähen Ruck zur Wirklichkeit zurück: ‚Auch heute nichts! Er hat nichts gesagt! Gar nichts.‘

Seit Wochen, seit Monaten wartete sie ja auf dies eine Wort, das sie unlöslich mit Rothauer verbinden sollte, auf das Wort: ‚Willst du meine Frau werden?‘ Nichts andres dachte sie mehr, träumte und wollte sie mehr vom Leben, als Tilde Rothauer heißen. Ehedem, in Saranoffs Tagen, hätte sie verächtlich gelacht, wenn einer ihr's zugemutet hätte. . . . Später, bald nach den allerersten Atelierbesuchen, war ihr der Gedanke mehr wie ein Rache- denn wie ein Liebesgedanke gekommen. Als Triumph hatte sie sich's ausgemalt, am Arm des Mannes von morgen an der Menge vorüberzuschreiten, die jetzt hinter ihr tuschelte und höhnte: ‚Das ist die Merk . . . wißt Ihr . . . die schöne Merk, die die Geschichte mit dem russischen Schwindler gehabt hat!‘ Wie eine lang gedemütigte und schließlich doch siegreiche Königin hatte sie an ihnen vorübergehen wollen, bestrahlt von dem Glanz des Mannes, der neben ihr ging und der gutmachen sollte, was ein anderer verschuldet . . .

Geraume Zeit hatte sie Rothauer nicht anders angesehen, denn als gute Partie. Langsam waren dann ihre Sinne wach geworden, die Saranoffs Leiden-

schaft aufgeküßt hatte aus jungfräulichem Schlaf. Sie hatte angefangen, sich nach dem Mann zu sehnen, neben dem sie scheinbar unbefangen in heiterem Gespräch allein saß. Ganz allein. Ganz seinem Begehren, seiner Glut, seinem Wunsch preisgegeben. . . . Je gleichmäßiger er blieb, um so mehr steigerte sich ihr Verlangen. Es machte ihr die Büge lang und schmal, weitete ihr die Augen in trockenem, brennendem Glanz, ließ sie, die Kühle, Stolze erschauern, wenn zufällig seine Hand die ihre streifte . . .

Als sie dann im Sommer getrennt von ihm war, als sie ihn nur in seinen flüchtigen Briefen spürte, da meinte sie die ersten Tage: „Das halt' ich nicht aus! Ich suche irgendeine Ausrede und fahre heimlich zu ihm, mag dann werden, was will!“

Natürlich dachte sie das nur, redete sich's selbst ein, um sich zu beruhigen; im letzten Winkel ihres Verstandes wußte sie doch ganz genau, daß sie niemals so Sinnloses, Unwürdiges täte . . .

Die bloße Vorstellung des coup de tête aber war ihr schon wohlthätig und während sie mit wilden, unausführbaren Gedanken den Brand ihrer Sehnsucht nährte und scheinbar immer höher aufflammen machte, verglomm er dennoch langsam vor dem Glanz eines hellen, weithin strahlenden Gestirns, das zum allererstenmal über diesem Mädchenleben leuchtete. In Tildes Seele rauchte es mächtig, dunkel und erschütternd, wie das Meer im Dämmer wogt, ehe der Tag ihm die ersten Rosen als Liebesgruß in den Schoß wirft, und wie in einem Meer versanken die kleinen Einzelgefühle, die sie bis heute beherrscht hatten: Ländellust,

Mädchen spiel und =stolz, Mädchen sehnsucht und Mädchens Triumphverlangen. . . Mächtig, dunkel, erschütternd rauschte es über sie hin, daß ihr die Tränen über die Wangen liefen und sie wie zerbrochen saß unter dem geheimnißvollen Wogenschlag, der über sie hinbrauste. Dann warf der Tag die ersten Rosen in die dämmerige Brandung, Lilde lag langausgestreckt im Moosboden des Waldes, sah das neue Gestirn in ihrem Leben aufgehen und wußte, daß nicht nur mehr Begehr in ihr lebte, sondern Liebe. . .

Nun wartete sie mit neuer, schmerzlicher Sehnsucht auf Rothauers Heimkehr und auf das eine Wort. Als er ihr beim ersten Wiedersehen so stürmisch die Hände geküßt, als ihm die Freude an ihr so süß aus den Augen geleuchtet hatte, da war sie schwach vor Glück und Hoffnung geworden, daß sie ihm nichts, gar nichts hätte weigern können, auch wenn er viel mehr gefordert hätte, als das kameradschaftliche „Du“ und den Kuß, der dazu gehört. . .

Wie besinnungslos war sie ihm eine Sekunde lang im Arm gelegen. Rothauer hatte seine ganze, eiserne Selbstbeherrschung zu Hilfe rufen müssen, um sich nicht zu vergessen, um nicht in einem Atemzug seliger Leidenschaft zu tun, was ihn vielleicht ein Leben lang reuen mußte. Aber er bezwang sich. Er vergaß nicht, daß sie eine Familientochter war, ein Mädchen, mit dem man wohl flirten konnte, aber nicht mehr. . . Solch ein Mädchen betören, hieß Verantwortlichkeiten auf sich nehmen. Anton Rothauer aber wollte keine Verantwortlichkeit, keine „Weiberg’schichten“ und keine Frau. . .

Tilde wartete indes von einem Ateliernachmittag zum andern auf das Wort. Sie dachte: „Das kann doch nicht ewig so fortgehen! Wir können doch nicht jahraus, jahrein beisammen sitzen, Tee trinken, und damit basta! Wenn er sich nichts aus mir machte, wäre doch alles längst zu Ende ... aber wenn er sich etwas aus mir macht, wenn er mich gern hat, warum spricht er denn nicht? Lieber Gott, warum spricht er denn nicht?“ Sie zerrieb sich im Warten, Hoffen und Verzagen. Wie alle Verliebten lebte sie in einer Phantasiwelt, in der jedes Wort, jede Geste eine besondere Bedeutung hatte, in der Schimären und Spiegelungen spukten, in der alles verändert, verzerrt oder auch verlieblich aussah, wie im Spiegel einer Herzensfuge. An Worten, die Rothauer ganz gleichgültig gesprochen und gemeint hatte, konnte sie daheim stundenlang basteln und drehen, bis sie einen ganz besonderen Sinn herausgetüftelt hatte. ... Über eine freundliche oder eine trübe Laune von ihm (er war sehr launenhaft) machte sie sich so lange Gedanken, bis sie in eine persönliche Beziehung zu sich gesetzt hatte, was in Wahrheit nur einem gelungenen Lichteffect galt oder einem Brief von daheim, in dem der alte Rothauer über eine umgestandene Ruh jammerte ...

Ein wenig, ein ganz klein wenig glichen die Tage wieder den andern, in denen sie auf Saranoffs Werbung gewartet hatte. Ach! und doch war alles ganz anders! So jung und fest war sie damals noch gewesen, hatte so selbstverständlich ihr Teil Glück vom Leben gefordert und unter „Glück“ nichts andres verstanden, als den reichen Mann, den Neid der Welt. Jung war sie wohl

ihren Jahren nach auch heute, aber die Redlichkeit zu fordern besaß sie nimmer wie einst. Von der ersten Enttäuschung, dem ersten Gram war eine tiefe Falte in ihrer Seele geblieben, die nicht mehr glatt werden konnte. Sie hatte damals unter blutigen Tränen gelernt, was eitel ist . . . nun hatte sie ein grenzenloses Verlangen, an der Seite Rothauers auszuruhen von dem Dornenweg, durch den ein andrer sie gejagt. Denn ihre Liebe war vor allem Vertrauen. Sie fühlte, daß Rothauer der Mann war, eine Frau vor allem zu schützen, auf guten Händen durchs Leben zu tragen, wenn die Hände gleich bäuerisch waren und nicht gewohnt, so zart zu streicheln, zu lieblosen, wie Saranoff gekonnt hatte. Ausruhen können von der trübseligen Haß dieser letzten Jahre — der Gedanke war so schön, daß Tilde ihn kaum zu denken wagte. Stillsitzen in Behagen neben einem Mann, der einen lieb hat, für den man sorgt, dem man jedes Steinchen aus dem Wege räumt, daß er ganz seiner Arbeit leben kann — Glück, das sie früher nie gedacht und das ihr jetzt die Krone des Lebens schien. Sie war so müde von dem Dasein, das sie jetzt führte, von diesen Tagen, an denen sie von früh bis spät nichts hörte, nichts erfuhr, als Geldjammer, Olga's lächerliche Klunkereien und auf dem Grunde von allem die gierige Frage: „Wo ist ein Freier?“ So klein war dies alles, so arm, so ekelhaft. . . Nur wenn Franzel schrieb, erklang ein andrer Ton. Weiter war er ja nicht, aber wenigstens zufrieden und hoffnungsvoll. Sie stand eben in Unterhandlung mit einem der großen Fußgeschäfte der Avenue de l'opéra — es war Aussicht, daß sie dort als Volontärin eintreten

konnte. Ich wäre sehr froh darüber; ich habe hier in Wien schon viel gelernt und bin überzeugt, daß ich in Paris bald zu einer netten Stellung komme. Es gibt gar nichts Schöneres, als den ganzen Tag zu arbeiten; wir haben das früher nur nie gewußt, Tilde. Man kommt dann gar nicht erst ins Denken und hat man selbst einmal Zeit dazu, so merkt man, daß man vieles ehedem zu schwer genommen, sein Leben wohl auch allzu sehr auf einen einzigen Menschen gestellt hatte — Das soll man nicht. Ich weiß jetzt, daß man es nicht soll. Und obwohl Du mir nie etwas anvertraut hast, liebe Tilde, muß ich es Dir doch sagen . . . Stell' Dein Leben nicht ausschließlich auf einen, behalt' noch etwas von Dir für Dich selbst übrig. Man ist dann vielleicht nie so überschwenglich glücklich, aber auch nie so namenlos elend. Und es ist ein Punkt da, von dem aus man immer wieder zurückfindet ins Leben . . .

Tildes Herz zog sich zusammen, als sie es las. Die Resignation Franzels tat ihr weh. Sie dachte: „Armes Ding! Was hast du nun von deinen jungen Jahren?! Was ist geblieben von allem, was du einst erträumt hast? Arbeit . . . Und man soll sein Leben nicht ausschließlich auf einen stellen! Ja, wenn man nur immer könnte, wie man sollte! Ich, ich hab' nun mein Leben auf den einen gestellt — ich kann nicht mehr anders! Ich bin wie ein toller Spieler, der alles auf eine Karte setzt. Gewinnt sie, hab' ich alles gewonnen, verliert sie —“

Verliert sie — was dann? Sie konnte es nie zu Ende denken. Es fiel ihr ein, wie sie sich als Kinder

mitunter ausgedacht hatten, wie das wohl sein müsse, wenn man bis an den äußersten Rand der Erde fährt, der im Aether schwimmt. ‚Dann fällt man eben ins Nichts hinein,‘ hatten sie damals gemeint und gelacht über das ‚ins Nichts fallen‘. Heute wehte es sie eiskalt aus der Vorstellung an —

Ein paarmal hatte sie versuchen wollen, Rothauer mit List aus seiner kameradschaftlichen Gleichmäßigkeit aufzujagen, ihn mit Gleichgültigkeit zu reizen, ihn eifersüchtig zu machen. Vielleicht, daß er in der Angst, sie ganz zu verlieren, sie ganz an sich band. Sie wußte von früher her, von andern Mädchen, wie sie mit scheinbar harmlosen und doch raffinierten Künsten einen Bedächtigen zu stacheln, einen Zagen zum Ungestüm treiben konnten. . . . Wie viele der jungen Ehepaare, die jetzt in Glück schwammen, wären nie zusammengekommen, wenn das Mädchen nicht pfiffig und fest unversehens in die Situation eingegriffen hätte. . . . Tilde wollte auch pfiffig und fest ihres Glückes Schmied sein, aber sie hatte gar kein Talent dazu. Ihre Kühle, die ehemals schon Saranoff gereizt hatte, blieb immer das Mächtige in ihrer Natur. . . . auch wenn Leidenschaft heiß in ihr brannte, hielt eine innere stolze Keuschheit sie vor Leidenschaftsäußerungen zurück. Es war dies der Punkt, in dem sie Franzel glich, wenn schon Tildes Art nicht eigentlich verschlossen war, sondern nur unfähig, alle Schranken zu sprengen, um auch das Letzte ihrer Seele zu offenbaren.

Sie war auch nicht kleinlich, nicht verschlagen genug, um einen Mann irre zu führen, zu locken, zu reizen, zu gängeln. . . . sie konnte nur lieben oder sich weigern

— nichts weiter. Ein paar Versuche, es den pfiffigen Mädchen mit den Kleinlichen, klugen Rechenköpfen gleichzutun, schlugen kläglich fehl. Einmal wollte sie so tun, als ob sie durch die Atelierbesuche ins Gerede käme.

„Weißt du, ich glaube nicht, daß ich auf die Länge das mit den Besuchen hier machen kann... die Leut' sehen einen schließlich doch... Es tät' mir ja schrecklich leid, wenn unser nettes Verhältnis aufhören müßt', aber schließlich, das wirst du einsehen, mein Ruf — —“

Er stupfte ruhig die Asche seiner Zigarette ab.

„Ja, Mädlerl, mir tät's auch sakrisch leid, aber das seh' ich schon ein: den Ruf darfst dir meinetwegen nicht verderben. Ist gut, daß über die andre Sach' Gras g'wachsen ist, eine zweite darfst nicht haben. Und meinetwegen schon gar nicht...“

Sie wurde blutrot, als er das sagte. Es war zum allererstenmal, daß er, wenn auch nur flüchtig, von Vergangenem sprach. Sie verstand die leise Warnung und die Abwehr, die in seinen Worten lag...

Dennoch riskierte sie einen zweiten Vorstoß, fragte später, nach Wochen: „Toni, was tätest du sagen, wenn ich mich jetzt verheiratete?“

Eine Sekunde lang war er verblüfft. In seinem prachtvollen Männeregoismus war ihm noch nie der Gedanke gekommen, daß dies junge, schöne Geschöpf vielleicht doch noch andres vom Leben fordern und erhalten könnte, als die heimlich-vorsichtigen Süßigkeiten einer nachmittäglichen Teestunde... Er war einen Atemzug lang fassungslos...

„Ja, Tildel, was sagst denn da? Was ist denn da los? Hat wer um dich ang’halten?“

Sie triumphierte. Wäre sie pfiffig gewesen, nur soweit pfiffig und verlogen wie Olga, wer weiß, ob sie heute ihr Ziel nicht erreicht, ihn nicht zu der ersehnten Frage gedrängt hätte. Sie war aber nicht pfiffig und verlogen, sondern nur verliebt. Wie sie sein erschrockenes Gesicht sah, tat er ihr schon leid und sie sagte obenhin: „Ach Gott, es wär’ doch möglich!“

Da mußte er sofort, daß es nur ein ballon d’essai gewesen, ein „Leim“, wie er’s innerlich nannte. Jetzt meinte er gelassen: „Ja, schau, Mädel, es tāt’ mir ja schrecklich leid, wenn ich dich herlassen müßt’, aber deinem Glück darf ich natürlich nicht im Wege stehen. Das ist ja grad das Schöne an unserm Verhältnis: du bist mir nichts schuldig und ich dir nichts. Ich werd’ g’wiß nie vergessen, wie schön das war, wenn du so heimlich da bei der Tür hereing’witscht bist und mit deinem frechen Schnabel so nett g’lacht hast. . . . Nie, gar nie. . . . Aber das soll dich von nichts zurückhalten. Du weißt, Mädel, ich bin dir gegenüber immer ein anständiger Kerl gewesen —“

Sie hatte nichts mehr gesagt. Sie war nur ein wenig blaß geworden und biß die Lippen. Ihre Augen starrten geradeaus. Am liebsten hätte sie laut geweint, aber sie beherrschte sich, lachte und schwakte wie sonst und ging nicht einmal früher weg.

Als sie auf der Straße stand, mußte sie sich einen Augenblick an die Wand des Hauses lehnen. Alles tanzte ihr vor den Augen . . . sie fühlte sich so zerbrochen, so müde, so verlassen. . . . O, wenn sie jetzt einen Men-

sehen gehabt hätte, zu dem sie hinlaufen konnte und sich ausschlichzen. ... Sie hatte niemand. Daheim durften sie ja nicht einmal wissen, wo sie herkam. Ganz mechanisch, gedankenlos ging sie dahin, sie vergaß die Elektrische zu nehmen. Sie ging dahin und in ihrem Herzen stand Haß —

„Mich hast du heute zum letztenmal gesehen! Nie mehr komm' ich zu dir! Nie mehr!“

Es tat gut, das zu denken, besser noch, es ihm vor dem nächsten Atelierbesuch zu schreiben. Sie freute sich schon darauf, malte sich sein verdunktes Gesicht aus, wenn er's lesen würde.

„Ja, mein Lieber, das ‚Mäderl‘ mußt endlich auf. Hat's satt, für dich ein Zeitvertreib zu sein ... dankt für alle weiteren Teestunden und vergißt, daß es Herrn Rothauer je gekannt hat —“

Mittwoch erwartete er sie wieder. Montag schrieb sie den Brief: „Lieber Anton, erwarte mich, bitte, heute nicht, ich bin verhindert, zu kommen. L. M.“ Sie wollte ihn aber erst am Dienstag abschieden, damit es nicht aussieht, als ob ich's nicht erwarten könnt', ihm abzusagen ... Dienstag ließ sie ihn gleichfalls liegen. Sie gedachte, um den Effekt zu erhöhen, ihn Mittwoch nachmittag, gerade, wenn Rothauer wartete, mit einem roten Radler zu schicken.

Weder der Brief noch der rote Radler wurden jemals abgeschickt. Mittwoch nachmittag klingelte sie pünktlich wie immer zweimal an Rothauers Tür —

So und ähnlich ging es nun geraume Zeit. Fast nach jedem Atelierbesuch schwor sie sich zu „nie wieder“ und kam doch immer wieder pünktlich, freudig, gebunden

durch eine Hörigkeit, die sie nur empfand, nicht verstand und die sie oft mit Groll erfüllte, mit nervösem Ärger auf sich und auf Rothauer.

Der merkte nichts von den wechselnden Stimmungen in Tildes Brust. Im Gegenteil. Er fand es angenehm, daß er nach seiner Auffassung die Situation geklärt, dem Mädchen gezeigt hatte, daß er nicht zu den Männern gehörte, die man „einfing“. Von der Stärke ihres Gefühls für ihn, von ihrer Sehnsucht nach Geborgenheit hatte er keine Ahnung. Er glaubte sie so, wie sie sich ihm zeigte: heiter, fest, lebensfroh. Er glaubte übrigens jeder Frau, was sie ihm sagte oder zeigte, für die Schwingungen der weiblichen Seele hatte er gar keine Fühler. Er steckte jetzt auch tief in Arbeit und war, wie immer in solchen Zeiten, kaum für andres zu haben.

Verquält, enttäuscht von Hoffen und Warten ging Tilde einsam durch die Tage hin. Sie war immerfort wie in einem kleinen Fieber, fragte sich bei jedem Klingelzug: ‚Steht das Glück draußen oder das Unglück?‘ Wurde heiß und rot, wenn sie einen Brief empfing, dessen Handschrift sie nicht gleich erkannte, oder wenn jemand unvermutet eine Frage an sie stellte.

Bald quälte sie noch etwas andres, als nur die Pein innerer Ratlosigkeit: sie merkte oder glaubte zu merken, daß das Geheimnis der Atelierbesuche durchlöchert war, daß bereits über sie und Rothauer gemunkelt wurde. Es gab so gewisse Blicke . . . Bekannte, die scheinbar harmlose Fragen in so merkwürdigem Ton stellten: „Fräulein Tilde, haben Sie im Kunstverein den neuen Rothauer schon gesehen?

Nicht? Ach so, ich dachte . . .“ Ober: „Merkwürdig, den Rothauer sieht man jetzt so wenig . . . der scheint ganz solid geworden zu sein . . . oder was Besonderem auf der Spur . . .“

Das erste Mal, da sie's hörte, meinte sie, das Herz müßte ihr stillstehen vor Schreck. Da war's wieder, was sie so sehr gefürchtet, was sie mit aller Kraft und aller List hatte vermeiden wollen: zum zweitenmal kam sie ins Gerede. Nun würden sie wieder alle mit neugierigen Blicken auf sie schauen, warten, forschen, wie alles sich entwickle, wispern, vermuten, indiscret fragen, heßen, bis sie zum Schluß triumphieren konnten: „Der hat sie auch nicht genommen!“

Und ein neues Spießrutenlaufen würde beginnen, bei dem jeder sie mit falschem Mitleid oder verstecktem Hohn traf, bis sie zum zweitenmal gerichtet am Boden lag. „Das ist ja die schöne Merk, ihr wißt schon. . . Schad' um das Mädcl! Aber heiraten kann die nicht mehr . . .“ Und dann kam auch eines Tages noch Olga, tänzelnd, lächelnd, begannerte von oben herab: „Na, Tilde, was ist denn eigentlich mit dir los? Ich höre da und dort so Anspielungen . . . Lieber Gott, du brauchst nicht gleich so ein Gesicht zu machen! Ich bin discret und Mama weiß von nichts. Wird auch nichts wissen, denn sie kommt so wenig unter Menschen. . . . Sag mal, woher kennst du denn eigentlich diesen Rothauer?“

„Ich hab' ihn vor Jahren, als Franzel noch ledig war, auf einem Basar kennen gelernt,“ sagte Tilde kurz.

„Und seit der Zeit?“

„Olga, ich bitte dich, quäl' mich nicht!“ schrie Tilde und hielt sich die Ohren zu.

„Sei doch nicht gleich so gereizt! Was ist denn an der ganzen Sache weiter?! Ich bin doch wahrhaftig zu klug, um engherzig zu sein! Jeder sucht sein Glück wie er kann, — die Hauptsache ist, daß du's erreichst!“

Tilde nickte und schwieg. So wie Olga sprachen wohl bald alle: „Die Hauptsache ist, daß du's erreichst!“ Wenn sie's nicht erreichte — wehe ihr! Wenn sie's nicht erreichte — sie wagte nicht, es auszudenken. Und mußte doch um Gottes Barmherzigkeit willen nicht, wie sie's erreichen sollte.

Wie einst Franzel, so saß jetzt Tilde stundenlang untätig in ihrem Zimmer und zergrübelte sich den Kopf. „Was wird aus mir, wenn er mich nicht heiratet?“

Und ihr war's, als gleite sie bei diesem Gedanken über den letzten, schmalen Erdstreif, den sie unter den Füßen spürte, hinunter ins bodenlose Nichts.

Neunzehntes Kapitel.

Schwabinger Bauernkirchweih. Der große Saal der Schwabinger Brauerei ist wie zu einem ländlichen Fest geschmückt mit dicken Lannengirlanden und bunten Tüchern. In der Mitte steht ein gezierter Maibaum, um den sich Hunderte von Paaren nach den schmetternden Klängen der Blasinstrumente drehen. Ausnahmslos sind alle als Bauern und Bäuerinnen gekleidet; andre Masken oder Toiletten haben hier keinen Zutritt. Alle Länder, alle Rassen scheinen vertreten zu sein:

neben dem breiten „Datschi“ des Dachauer Moosbewohners ragen die Lammfellmützen der Balkanbauern, das samtene Diadem der Russin neben der glitzernden Goldhaube der Linzerin und dem dunklen Spitzenrad der Schwäbin. Hier gibt's keinen Kitsch, keine Maskengarderobe; all diese Kostüme sind echt, urecht, zum Teil mit großer Mühe, mit Überwindung alles körperlichen Elends von wirklichen Bauern erhandelt. Niemand, auch die Frauen nicht, wollen hier schön sein, aber jeder will echt sein, jeder will, wenn möglich, für einen richtigen „G'scheerten“ gehalten werden. G'scheert sein, sich g'scheert benehmen, ist das Programm, die Luft dieser Nacht. Alle wollen vergessen, daß sie Stadtmenschen sind, mit städtischen Gewohnungen und Bedürfnissen, alle wollen sich für diese eine Nacht dem uralten Ideal des Städters nähern, wollen Bauern sein. Sein, nicht bloß spielen. Sie erfinden alle möglichen bäuerlich-komischen Tönungen. Der eine schminkt sich ein blauumrandetes, geschwollenes Auge an und erzählt stolz: „Sirt, dös is vom Raffatz am Sunnta'! I hab' eam aba aa drei Ripp'n einig'haut, daß nur so kracht hat!“

Wieder ein anderer streicht um die „Deandln“ als Freier umher und erzählt jeder treuherzig: „Woast, Madl, mei' Basl is g'sturb'n, von dera hab' i a Hennaftoag'n g'erbt und drei Hendln ... also überleg' d'r's ...“

Nach jedem Tanz klatschen alle in die Hände und schreien „Juhu“ vor Freude, „weil's so gut gangen is“!

Wie die Fiedeln und Hörner ineinanderschmettern, junge, heiße Menschen in bäuerlichen Trachten sich

in leidenschaftlichem Tanz um den Maibaum drehen, wie die Fröhlichkeit, die jubelnde Lust dieser einen bunten Nacht immer unbändiger, immer wilder emporflutet, da ist die Bauernkirchweih anzusehen wie die Kirmessen auf den Bildern der alten Holländer. Derbe, trunkene Lust am Leben, an all seinen einfachen, starken Genüssen... Lust, die dem Leben selber gleicht und die darum schön ist, wie das Leben selbst. Lust, die jauchzt und springt und lacht und küßt, als gäb's kein Morgenrot und keinen Tod auf der Welt...

Tilde tanzte, seitdem sie gekommen war, fast nur mit Rothauer. Sie sahen hübsch zusammen aus. Er in der „kurzen Wids“ seiner Heimat, in den vertragenen Lederhosen, den Wadelsstrümpfen, dem prächtig gestickten, dunklen Gürtel und dem abgenützten Grünhütel mit der drohenden Gidelfeder; sie in der ernstesten schwarzen Sonntagstracht der Salzburgerin, mit der weiten, rosa-seidenen Schürze, auf den Böpfen den breitrandigen, schwarzen Filzhut, der innen köstlich mit Gold und Glittern gestickt ist und die Taffetbänder bis auf den Rocksaum niederfallen läßt. Sie fielen nicht besonders auf, denn das Gewühle war zu groß und jeder zu sehr mit sich, seiner G'scheertenrolle und der eigenen Unterhaltung beschäftigt. Wenn ihnen aber der eine oder andre einmal nachsah, dann nickte er ihnen wohl zu oder patzte in die Hände, zum Zeichen, daß sie ihm gefielen...

Tilde war glücklich, wie seit langem nicht. Gewiß, diese verschwiegene Teestunden, die ihnen beiden ganz allein gehörten, waren wunderschön gewesen, aber

wunderschön war's auch, mit dem Liebsten sich hier im Tanze zu drehen, oder in einer grünen Tannenecke Hand in Hand mit ihm sitzend all die süßen Nichtigkeiten zu reden, die Verliebten einfallen. . . . Der Freudenton ihres Herzens schwang mit in den Tönen der Lust, die hier überall erklangen und war er von ihr auch nur als eine arme einzige Note ausgegangen, im Chorus der andern sang er so stark, so betörend, so fortreißend, daß Tilde jedes Gefühl des Irdischen verlor und nichts mehr dachte, wollte, als eine Nacht lang so fortjubilierten und tanzen, ohne Bewußtsein, ohne an den Tag zu denken, der unerbittlich, mit unhörbaren Schritten durchs Dunkel herangeschlichen kam — —

Auch Olga war sehr zufrieden. Auf ihrem frischgefärbten Blondkopf spannte sich das große Goldrad einer schwäbischen Bäuerinnenhaube und stand ihr so gut, daß sie Aufsehen machte. Sie ging von Arm zu Arm, hörte Schmeicheleien und empfing G'scheertenhuldigungen in der Form von Lebkuchenherzen und Pfeffernüssen. Ein alter Bauer, der im gewöhnlichen Leben ein junger Akademiker war, sagte ihr: „So a Weiberl wie du, di kunnt' mi alt'n Depp'n a no zum Heirat'n bring'n . . .“ und ein Arzt, der trotz seiner Jugend schon eine gute Praxis hatte: „Bäuerin, Ds derfst's net in d' Sprechstund' zu mir kumma . . . sunst vergiß i di andern und tua nix als Ent' o'gaff'n.“

Olga war einfach bezaubert.

Um Tilde kümmerte sie sich gar nicht mehr, nur als die Schwester einmal mit Rothauer auf sie zukam, setzte sie sich in Positur, um den künftigen Schwager (das war er für sie bereits) zu besichtigen. Rothauer,

den Tilde schon einigermaßen über Olga unterrichtet hatte, forderte sie natürlich gleich zum Tanzen auf und sagte ihr, daß sie schön sei, obwohl er eigentlich ihre Schönheit „kitschig“ fand. Olga war daraufhin entzückt von ihm, flüsterte Tilde zu, daß er ein reizender Mensch sei.

Auch die norddeutsche Hoheit war da, als „Bua“, so wie er es eben verstand: im blütenweißen, feinen Hemd, mit tadellos schwarzen Kniehosen und hellroten Hosenträgern und einem spinatgrünen Hut auf sorgfältig gescheitelten Haaren. Er sah „schön“ aus, wie das Bild auf einer Seifenschachtel, aber er war ehrlich begeistert von dieser Kirchweih, deren Sprache er nicht meisterte, deren Wesen ihm ganz fremd blieb, so daß keiner über ihn spotten konnte, sondern ihn nur gutmütig anlachen.

„Also, wissen Sie, es ist einfach himmlisch,“ sagte er zu Rothauer. „Dies München ist in solchen Sachen einzig, geradezu einzig, meinen Sie nicht auch?“

„Geh, fader Sachl, sag net all’weil ‚Sie‘!“ entgegnete Rothauer, der heut nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich „kurze Wids“ trug.

Der Prinz brüllte vor Lachen.

„Famos! Famos! Rothauer, Sie . . . pardon, du bist ein kapitaler Kerl!“

„Wos bin i? Woast, heut muaßt boarisch red’n, funst verstenga ma di net, du Preiß, du windiger!“

Der Prinz patzte ihm entzückt auf die Schulter. Probierte ganz ernsthaft, seine norddeutsche Zunge unerbittlich und unter Schwierigkeiten zum süddeutschen Dialekt zu zwingen.

„Wo—äst, das is sehr schwer für mi. . . . Aba, weil du so a echte Bu—a bist, versuch' ich's halt!“

Er war sehr stolz auf diese sprachliche Leistung, besonders auf das „halt“ und sah Rothauer triumphierend an. Der nickte wohlwollend: „Na also! 's geht scho! Nur g'scheert sein . . . Hoheiten, die oan siezeln, kenna ma heunt net brauch'n!“

Der Prinz strahlte vor Vergnügen. Er strahlte, wenn ihm einer „du“ sagte, er strahlte, wenn er mit einem „Deandl“ tanzte und er strahlte noch, als ihm ein Holzknecht, den er beim Walzer anrannte, zuschrie: „Sakra du, reim' deine Sax'n auss'i, wo's hi'g'hör'n und net zu fremde Leit' hi'!“

Er tanzte sehr schlecht, erinnerte im Tanze lebhaft an ein Schaukelpferd, das sich steif vor- und rückwärts wiegt und vom „drahn“ hatte er keine Ahnung. Er genierte sich auch, seine Tänzerin nach Bauernart aufzuheben und in der Luft herumzuwirbeln, als er aber seine Scheu überwunden und es fertig gebracht hatte, kam er sich direkt hochalpin vor. Nun wurde er sehr lustig, amüsierte sich und die andern königlich mit seinen Versuchen „g'scheert“ zu sprechen und zu sein und hatte nur noch einmal einen leichten Rückfall ins Salonmäßige, als er Rothauer, der neben Olga stand, bat: „Bitte, stellen Sie mich der gnädigen Frau vor!“

Rothauer sagte zu Olga: „Du, dem Rammel da g'fallst! Tanz halt mit eahm!“

Und Olga tanzte mit ihm gerne und stolz, obwohl es keine Kleinigkeit war, dies menschliche Schaukelpferd durchs Gedränge durch zu einem rechten, taktmäßigen und doch ausgelassenen Walzer zu gängeln.

Aber sie mußte, daß er eine Hoheit war, und seine blauen Augen lachten sie so selig an, daß sie ihm gönnerhaft zulächelte und dachte: „Armster! Auch du!“

Fröhlich lachend standen die Schwestern beisammen. Alle Sticheleien, die sie sonst tauschten, alle Zänkereien waren vergessen; es kam ihnen plötzlich vor, als ob sie sich zärtlich liebten und einander bewunderten. Tilde fragte: „Ist's nicht entzückend hier?“

„Aber reizend, einfach reizend! Nie hätt' ich gedacht, daß ein Bauernball so amüsant sein kann! Und du, Rothauer gefällt mir sehr —“

Tilde nickte und sah von der Schwester weg, dem Maler nach, der sich eben durchs Gewühl wand, um eine finnländische Kollegin zum Tanz zu holen, deren Heimatkostüm ihm schon lange aufgefallen war. Jetzt wurde ihm der Weg versperrt durch ein Niederländerpaar, das langsam und wuchtig schritt, wie's zu seiner Tracht paßte. Er wandte den Kopf, sah ihnen nach und merkte zuerst gar nicht, daß ihn von hinten eine sanft am Armel zupfte. Tilde aber merkte es und ihre Augen weiteten sich unnatürlich, als sie erkannte, wer neben Rothauer stand. Sie packte die Schwester beim Arm: „Olga! Schau, das ist sie doch?“

„Wer?“

„Die kleine Spanierin da... mit der Ant... mit der Rothauer spricht...“

„Wer ist das denn?“

„Unglaublich! Das ist doch die Cholevius!“

„Cholevius... Cholevius... wo hab' ich denn den Namen schon gehört?“

„Olga, das ist die Cholebius aus Jena ... das schreckliche Weib, das mit Benedikt ...“

„Die ist's? Die muß ich mir genau ansehen! Ich kenn' sie ja gar nicht!“

Mit hartem Gesicht, von dem jede Spur der Freude geschwunden war, blickte Tilde auf Rothauer und Marie. Sie konnte nicht hören, was sie sprachen, aber sie merkte an Rothauers etwas befangenem Lachen, daß Marie ihm Schmeichelhaftes sagte. Marie trug eine Art Carmenkostüm, in den tief gescheitelten Haaren rote Granatblüten, die schmale Gestalt fest eingewickelt in einen reichgestickten, gelben Schal, der sie zerbrechlich erscheinen ließ, wie eine Kokostatuetten. Mit ihren schwimmenden, irisierenden Augen sah sie zu dem stattlichen Manne empor. „Du, das ist recht garstig von dir, daß du mich heut gar nicht kennen magst! In Scheveningen hast mich doch erkannt. ... Weißt nicht mehr, wie wir am Strand gegangen sind?“

„Jesus, Sie ... du! Ja, Kind, wo kommst denn du her?“

Sie zog ihren Schal noch enger um die Schultern, lächelte ein wenig, ließ für eine Sekunde die Lider über die Pupillen fallen ... öffnete sie schnell wieder. Ihre Stimme klang wie leises Lachen.

„Woher ich komm'? Dummer Bub, frag' doch lieber, warum ich komm'.“

Er sah sie an. Schön war dies Weib, schön, heiß, voll geheimer Gedanken und Lüste, die er nur ahnte, nicht kannte. ... Ohne ein Wort zu sagen, nahm er sie in die Arme und tanzte mit ihr davon. Die Finnländerin, die er eigentlich hatte haben wollen, stand

zwei Schritte von ihnen weg; er sah sie nicht einmal.

Mit einem kleinen Wohlgeitzschauer, wie ein Vogel, der vom Regen durchnäßt, endlich ins warme Nestchen fliegt, schmiegte sich Marie an Rothauers Brust. Durch das Bauernhemd fühlte sie seine starken Herzschläge, die Hand, die die ihre hielt, war heiß und hart, die Hand eines jähren, kräftigen Menschen, unter der Mariens zermorschte Nerven in kleinen Bonneschauern erzitterten. . . . Einmal zog sie während des Tanzens seine Linke sanft zu sich her und preßte sie um ihren Hals. Er war erstaunt.

„Was tust denn?“

Sie ließ seine Hand los, lachte.

„Nichts . . . ein Spiel . . . deine Hände müßten gut erdroffeln können!“

Sie drängte sich noch fester an ihn.

„Geh . . . red' net so damisch daher . . . so a Halsert wie dein's, dös is zu ganz andre Sachen da, als zum Abmurksen . . .“

„Meinst du?“

Der Tanz war zu Ende. Er blieb noch eine Weile bei Marie stehen, verließ sie dann, um Tilbe aufzusuchen. Jetzt, da er die zärtliche, kleine Gestalt nicht mehr in den Armen hielt, kam's ihm vor, als hätt' er für Augenblicke im Rausch gelegen, oder in einem selbstsamem Fieber. . . . Nun war's wieder vorbei, — nur die Hand, die vorhin den Frauenhals umspannt hatte, brannte und suchte — —

Tilbe empfing ihn mit finsterem Gesicht. Das verdroß ihn.

„Das war doch die Cholebius, gelt?“

„Ja.“

„Woher kennst du denn die?“

„Ich kenn' sie schon lang. Ich hab' sie doch gemalt!“

„Ach ja! Na, was tut denn die freche Person wieder hier?“

„Dös hab' i net g'fragt! Was hast denn übrigens mit ihr, daß d's a freche Person heißt?“

„Aber Toni, weißt du denn nicht mehr?“

Nein, er wußte wirklich nicht mehr oder wollte es nicht mehr wissen. Da erzählte ihm Tilde aufs neue von der Chetragödie in Jena, erzählte mit einer wutbehebenden Stimme, aus der allzu deutlich die Eifersucht klang. Alles, was sie da sagte, paßte auch so schlecht in die Stimmung dieses Festes hinein, daß Rothauer sich einer leisen Verdrießlichkeit nicht erwehren konnte und die ganze Sache langweilig fand. Er sagte etliche Male: „So!... Nein, so was!... Schau, schau!“ Als Tilde aber zu dem Schluß kam: „Also, gelt, das begreiffst du doch, daß wir dieses Weib hassen?“ entgegnete er zwar: „Ja, ja, das versteh' i schon!“ Als sie jedoch weiter in ihn dringen wollte: „Und ich kann's gar nicht sehen, wenn du mit der Person tanzt!“ entgegnete er gelassen: „Ja, Tildel, dös geht mir an! Eure Familieng'schichten sind mir wurscht! Ich kenn' die Cholebius, ich hab's gemalt, vielleicht mal' ich's sogar noch a mal! Ich werd's jetzt doch net auf einmal schneiden, weil's deiner Schwester ihren Mann abspenstig g'macht hat! Wär' ja zum Lachen! Und jetzt sei nett, Mädel, und mach' kein so fuchtiges G'sicht! Dös steht dir gar net.“

Er zog sie zum Tanzen fort, da war sie wieder hell und froh und wollte nicht mehr an die schreckliche Frau denken, die zum zweitenmal die Hände nach dem Glück der Merz ausstreckte.

Da flog Rothauer schon wieder mit Marie dahin; wie eine blaßgelbe Blüte, die der Wind verwehte, lag sie in seinen Armen. Ihre schmalen Finger spielten ein leises Sehnsuchtspiel in seiner Linken, die heiß und hart war, wie Marie Cholevius die Hände der Männer wollte — —

Tilbe drehte sich mechanisch mit ihrem Tänzer weiter, verfolgte mit den Augen unablässig die gelbe Blüte, die der Wind in ihres Liebsten Arm verweht hatte. Rief zur Schwester: „Olga! Es ist spät! Wir wollen gehen!“

Aber Olga, die sich eben wieder anschlachte, das prinzipliche Schaukelpferd durch die Irrgänge der Polka durchzusteuern, dachte nicht ans Heimgehen: „Aber Tilbe, um drei Uhr kommen doch erst die Weißwürst! Wir werden doch nicht vorher gehen! Da wird's ja grad erst nett!“

Sie war so beschäftigt mit sich und der Hoheit, daß sie von der Verzweiflung Tilbes nichts merkte.

Man blieb also noch da. Mechanisch drehte sich Tilbe noch stundenlang von einem Arm zum andern, auch Rothauer kam noch öfters und holte sie zum Walzer und Vandler.

„Bist jetzt wieder g'scheit, Mädel?“

„Ja, ja, bin g'scheit!“

„Lieb's Ding du!“

Ohne daß es einer sah, beugte er sich rasch im Tanz über sie und küßte ihre Schläfe.

Da schwebte in tollem Wirbel die gelbe Blüte vorüber. Tilde fuhr mit einem Ruck aus der seligen Vergessenheit des Walzers empor.

Rothauer, der immer noch auf die feine, blau-geäderte Schläfe sah, auf der sein Fuß brannte, fragte: „Was hast denn? Ist dir was?“

„Nein... gar nichts... es war ganz unwillkürlich...“

Sie log nicht. Sie war in der That unwillkürlich emporgefahren, denn sie hatte für eine Sekunde die Empfindung gehabt, als stieße sie einer über den letzten schmalen Erdstreif, auf dem sie stand, hinunter ins bodenlose Nichts. —

Zwanzigstes Kapitel.

Dann war es gekommen, wie Tilde gefürchtet hatte. Marie Cholevius streckte die Hände aus und willig, fast ohne Zögern folgte Rothauer dem Winke dieser weißen Finger. Nicht auf einmal, nicht gewalttätig nahm sie ihn, sondern mit all den langsamen kleinen, heißen Schmeichelfkünsten, die einen Hauptreiz ihres Wesens bildeten.

Zunächst enzündete sie den Künstler in ihm. Er wußte selber kaum mehr, wieviel Skizzen er schon von ihr gemacht hatte und immer wieder sah er einen Lichtreflex, der ihm vorhin entgangen war und der jetzt auf ihrem Nacken spielte, oder von ihren Fingern zu tropfen schien. Nicht die Linien ihrer Gestalt oder ihres Gesichtes waren es, die ihn immer wieder aufs neue fesselten, sondern ihre lässigen halb kindlichen, halb leidenschaftlichen Bewegungen, die seltsame Harmonie,

in der ihr Haar, die Farbe ihrer Haut, die Schatten um ihre Schläfen mit jedem Hintergrund zusammenflossen, vor den er sie stellte. Sie war auch als Modell von bewundernswerter Ausdauer; sie, die Verzärtelte, Kränkliche, sonst nur mit dem Kult des eigenen Ichs beschäftigt, harzte stundenlang regungslos, jedem seiner Blicke, ja schon jedem Zucken der Augenbrauen folgend, in ermüdenden Stellungen aus, wenn sie sah, daß sie ihm so gerade gefiel. Jedes Zeichen seiner Hand, jedes kaum merkliche Neigen oder Heben des Kopfes verstand sie, gab ihm nach, daß er niemals von der Staffelei wegzutreten brauchte, um ihre Stellung zu verändern oder zu richten, wie er es wollte.

Weder Liebe noch Kunstjinn machten sie so gefügig, aber sie hatte schnell ausgespürt, daß man den Mann in Rothauer am leichtesten gewann, wenn man zuerst den Künstler in ihm gewonnen hatte. Ihn zu gewinnen, war sie ja vor allem wieder nach München gekommen. Mit einem Gemisch von Sehnsucht und Pervertität schleppte sich diese kranke, von allen möglichen Opianen erschöpfte Frau zu dem robusten Mann hin, der den Lebensborn selber in seinen Bauernhänden zu halten schien.

Er sah sie zuerst mit einer Art verblüffter Neugier an. Auf dem Basar, in Scheveningen war sie immer nur flüchtig an ihm vorüber geglitten, jetzt, da er ihr zum erstenmal viele Stunden lang allein, ohne den hemmenden Apparat geselligen oder internationalen Lebens gegenüber saß, begriff er zunächst gar nichts von ihr, sie kam ihm kurios vor, ein bißchen lächerlich, ein bißchen erbarmungswert. Gab's denn so was in Wirk-

lichkeit, so eine schwächliche, zerbrechliche, kleine Person, die bei starkem Wind nicht ausgehen konnte, weil sie sonst umgeblasen wurde und die tausend kleine Bedürfnisse hatte, auf tausend Nervenreize reagierte, von denen er gar nichts wußte?! Eine Frau, die nur Watist- oder Seidenwäsche tragen, nur in stark parfümiertem Wasser baden, nur in überheizten Zimmern sich wohl fühlen konnte und allen Ernstes behauptete, daß sie sterben müsse, wenn sie nicht täglich dreimal ihre Morphiuminjektion bekäme?! Die Morphiumgeschichte war in Rothauers Augen die lächerlichste Sache von der Welt.

„Also, so was g'wöhnt man sich halt wieder ab,“ meinte er ganz naiv und er lauschte mit unglaublichem Lächeln, als hörte er ein Gruselmärchen, wenn sie ihm erzählte, wie sie in früheren Jahren von einer Anstalt zur andern gezogen sei, immer für ein paar Wochen geheilt, um aufs neue der alten Leidenschaft in die Arme zu sinken. Und sie erzählte ihm von den Menschen, die sie in diesen Anstalten getroffen hatte, von Männern, deren Namen Deutschland mit Ehrfurcht und Stolz nannte, und die dort hilflos, erbärmlich waren, wie verlogene Kinder. Weinten, schrieten, auf den Knien vor den Ärzten rutschten oder in rasenden Bornesaussbrüchen alles zertrümmerten, wenn die gewohnte Stunde kam und die Morphiumdosis ausblieb oder wenigstens so gering geworden war, daß sie ihren verheßten Nerven keine Linderung mehr bot.

„Mitunter, aber nur ganz, ganz selten hat sich's einer wirklich abgewöhnt, einer mit einer ungeheuren Energie. Die meisten aber haben sich immer wieder

heimlich Morphinum verschafft und sich nachher, wenn sie heraus waren, doppelt entschädigt, für all das Wasser, das man ihnen eingespritzt hatte. Gott, die Ärzte sind ja so dumm! Sie bilden sich immer ein, uns zu düpieren, statt dessen düpieren wir sie." Und sie erzählte weiter, harrsträubende und komische Anstalts-geschichten, deren Angelpunkt immer wieder war, wie man die Ärzte belügen und auf Schleichwegen, deren kein geriebener Verbrecher sich zu schämen brauchte, das geliebte Gift heimlich herbeischaffen und mit den andern teilen konnte.

Rothauer begriff das gar nicht.

"Aber wenn die Leut' doch wissen, daß ihnen das schon schadet, wie können's denn nachher so dumm sein?!"

"Ach, Lieber, du redest wie der Blinde von der Farbe! Hast du denn eine Ahnung, wie wonnig dieser Rausch ist, wie man für Stunden, für halbe Tage ein ganz anderer Mensch wird, wie die Welt dann so schön aussieht, so heiter, so rosig und wie man allen Jammer vergißt?"

"Aber ich dank' schön, ich will gar kein anderer Mensch werden, mir ist die Welt alle Tag' schön genug und vom Jammer weiß ich nichts."

Ihre Augen verschwammen ein wenig, begannen zu flimmern, eine böse Lust stieg in ihr auf.

"Hast du nie eine Morphinuminjektion bekommen?"

"Nein, keine Idee davon."

"Auch nicht, wenn du krank warst?"

"Ich war nie krank."

"Hättest du nicht einmal Lust, es zu probieren?"

„Fällt mir net ein!“

„Ich möcht' es aber so gern . . .“

„Ach, hör' mit dem Unsinn auf . . .“

„Aber Lieber, wenn ich dich recht schön bitte —“

Sie legte schmeichelnd ihre Hand auf seinen Arm. Er schüttelte sie ab.

„Weißt, laß mich mit dem Teufelszeug in Ruh', wenn's dir Spaß macht, dich zugrund' zu richten, ist das deine Sach', aber mich laß in Ruh'.“

Sie stritten noch ein wenig, halb im Scherz, halb im Ernst. Dann fing sie plötzlich ohne Grund zu weinen an, denn es ging auf die gewohnte Stunde hin, und ihre Nervenkraft war zu Ende.

Wenn sie so weinte, tat sie ihm unsäglich leid und sie weinte oft, weil sie jede kleine Mißhelligkeit des Lebens wie ein Unglück ansah und ihr keine Widerstandskraft mehr entgegenzusetzen hatte.

Wenn ein Mann Mitleid mit einer schönen Frau hat, so ist er schon halb verliebt in sie. Bald hatte denn auch Marie Cholevius nicht nur den Künstler, sondern auch den Mann in ihm gewonnen, hatte ihn gewonnen, gerade weil sie schwach und hilfsbedürftig erschien und weil sie tausend Verfeinerungen kannte, brauchte, die ihm fremd waren. Als sie seiner erst sicher war, ließ sie sich immer mehr gehen, wurde immer egoistischer, immer anspruchsvoller, verfügte über ihn, seine Zeit, wie es ihr gerade paßte, und er ließ es geschehen, lachend, voll Staunen über sich selbst und in dem Wahn, daß dies alles sein freier Wille sei, daß er von heut auf morgen sich ohne Schuld und Blut von ihr lösen konnte, wenn's ihm gerade einfiel.

Einige Male war der Prinz ins Atelier gekommen, während Rothauer Frau Cholevius malte. Das erste Mal hatte ihn der Zufall geführt, später kam er mit Vorbedacht, fragte wohl auch, wann die nächste Sitzung sei und ob er nicht dabei störe. Marie sah Rothauer fragend an, und dieser lächelte geschmeichelt: „Kommen S' nur, Hoheit, Kollegen stören net.“

Der Prinz war entzückt über „Kollegen“, Marie war entzückt über den Eindruck, den sie offenbar auf den Prinzen gemacht hatte, und Rothauer lächelte mit der Eitelkeit des Mannes, der es gern sieht, daß die Frau seiner Wahl auch andern den Kopf verdreht.

Marie Cholevius hatte eine kleine, hübsch möblierte Wohnung gemietet, in der sie auch die wenigen Menschen empfing, die sie von ihrem früheren Aufenthalt her kannte oder jetzt neu kennen lernte. Es dauerte nicht lange, da war der Prinz fast ein täglicher Gast, spielte bei ihr zugleich die Rolle eines Pagen und eines Haushofmeisters, zwei Fächer, zu denen Rothauer jede Begabung fehlte und deren richtige Befegung im Leben einer hübschen Frau doch so wichtig ist. Willig übernahm der Prinz all die kleinen Dienste, erwies all die Liebenswürdigkeiten, für die der Münchener Maler ganz untauglich gewesen wäre. Er besorgte die neuesten Bücher, bestellte rechtzeitig die Billets, wenn ein Star im Theater oder im Konzert auftrat, entdeckte die ersten Delikatessen der Saison, wußte sehr bald, daß Frau Marie Orchideen- und Heliotropparfüm von Houbigant bevorzugte und war unermüdlich unterwegs, um ihr Perltäschchen wieder aufzufinden. Denn das verlorene Perltäschchen gehörte zu den fest-

stehenden Einrichtungen in Mariens Leben; es gab keine Gelegenheit, kein Theater, keinen Laden, keine Elektrische, kein Auto, in dem es nicht liegen geblieben wäre. Der Prinz, der in unermüdlicher Langmut dem Flüchtling nachlief, war bald bekannt in den Fundbureaus der Polizei und wurde von den Beamten lächelnd begrüßt, wie ein liebgewordener Besuch, den man nicht mehr missen mochte.

Rothauer sah dem Prinzen zu und lachte.

„Schad', daß ich kein Genremaler bin, sonst müßt' ich entschieden einmal ein Bild malen: Der Prinz und das Perlentäschel.“

Der Prinz lachte ein wenig gezwungen, Marie sah ihn aus flimmernden halb geschlossenen Augen von unten herauf an und sagte mit kokettem Schmollen zu Rothauer: „O, Herr Rothauer, Sie sollten sich über die Liebenswürdigkeit Seiner Hoheit nicht lustig machen, Sie könnten sogar ein bißchen von ihm lernen . . .“

„So was lern' ich nimmer, das muß man von Jugend auf g'wöhnt sein.“

„Und es gibt ja auch Menschen, die vielleicht ausschließlich für die verlorenen Perltaschen auf der Welt sind,“ sagte der Prinz.

Seine blauen Augen sahen verträumt und ein wenig ausdruckslos in die Ferne, so daß niemand wissen konnte, welche Gedanken hinter seiner Stirne saßen. —

Ein Gespräch, das Marie, sobald sie allein mit Rothauer war, immer wieder heranzog, war Tilde von Merk. Widerwillig nur folgte ihr Rothauer, wurde verdrossen, einsilbig, sobald sie von dem Mädchen zu reden begann. Marie aber kümmerte sich darum

nicht, ja, es bereitete ihr große Freude, ihn mit Fragen und Äußerungen zu quälen, die sich auf Tilde bezogen. Obgleich sie erst wieder einige Wochen in München lebte, hatte sie schnell herausgefunden, daß zwischen dem Maler und dem schönen Mädchen etwas war; Redensarten, versteckte Anzüglichkeiten, die sie da und dort aufgefangen, ein paar unvorsichtige Bemerkungen von ihm selbst, hatten sie zuerst auf die Fährte gelenkt. Dann kramte sie einmal in seiner Skizzenmappe und fand Zeichnungen von Tildes Profil, auch ein paar Momentaufnahmen, wie sie am Teetisch saß oder mit aufgestütztem Kopf auf der Ottomane lag. Marie hatte Tilde natürlich nicht wiedererkannt, aber sie hatte dann doch bald herausgebracht, daß das Modell dieser Zeichnungen und Photographieen die Schwester der Frau Professor Benedikt war. Diese Erkenntnis störte ihre Gemütsruhe nicht im geringsten, sie dachte nur: „Diese Schwestern haben kein Glück mit mir; jedesmal geraten sie an einen Mann, der mir gehört.“ Sie forschte Rothauer immer weiter aus. Wie lang er Tilde schon kenne . . . ob sie sehr hübsch sei . . . ob sie seine Geliebte sei . . . ob er die Absicht gehabt habe, sie zu heiraten . . . Rothauer wurde so ungeduldig, daß er sie am liebsten aus dem Zimmer gejagt hätte.

„Jetzt hör' einmal auf mit den ewigen Quengeleien, du kennst das Mädchel nicht, du siehst sie nicht, sie geht dir sicher aus dem Weg, wo sie kann, also kümmer' dich nicht weiter um sie, sie geht dich nichts an.“

„Aber deine frühere Geliebte geht mich natürlich etwas an, du siehst, ich bin so liebenswürdig, anzunehmen, daß es nur eine frühere war . . .“

„Aber Herrgott, es ist keine frühere Geliebte, es ist überhaupt keine Geliebte, das hab' ich dir doch schon hundertmal gesagt.“

„So, was ist sie denn?“

Rothauer schwieg.

„Also, sie war nicht deine Geliebte?“

„Nein, nein, dreitausendmal nein!“

„So, nun dann war sie eben sehr klug; du kannst von Glück sagen, daß ich dazwischen gekommen bin, sonst würdest du eines Tages rettungslos aufgeheiratet worden sein.“

Rothauer war wütend.

„Jetzt will ich aber nir mehr hören von der dummen G'schicht. Du hast, weiß Gott, keinen Grund, das Mädchen zu verlästern; sie geht dich nir an. Was ich mit ihr g'habt hab', geht dich auch nir an. Nur eins muß ich dir noch sagen: so herumspioniert und gefragt, wie du, hätt' sie nie und so sekkirt hat sie mich auch nie.“

Sie trennten sich, ohne Frieden geschlossen zu haben und Rothauer ließ ein paar Tage nichts von sich hören, obwohl Marie ein Billett nach dem andern schickte.

Solche und ähnliche Szenen gab es öfters zwischen ihnen und jedesmal ließen sie in Rothauer tiefen Mißmut zurück. Die kleine, schwächliche Person fing an auf ihm zu lasten. Ihr naiver Schult, der wie selbstverständlich alles beiseite schob oder verlegte, was ihn gestört hätte, machte den Maler ungeduldig. Er, der nie eine andre Herrin über sich gehabt hatte als seine Kunst, sollte jetzt mit den Launen, den Nervenkrisen einer kranken, verwöhnten Frau rechnen. Sein Tag, der immer so klar und ordentlich ausgebreitet

gelegen, an dem es keine andern Stürme gegeben hatte, als die ringende Arbeit, sein Tag war jetzt angefüllt von Verabredungen, die sie meist vergaß oder nicht einhielt, von Besorgungen, die sie ihm aufbürdete und die ihm lächerlich vorkamen und von ihren Nerven- und Morphinumzuständen, für die er nicht das geringste Verständniß hatte. Zuweilen überkam es ihn wie ein körperliches Unwohlsein, wenn er in ihre überheizten Zimmer trat, die stets verdunkelt und stark parfümiert waren. Er hatte oft das Gefühl, als ob er in einem stehenden, trübselig-lauen Gewässer säße und verschmachten wollte nach der harten, klaren Welle eines Bergsees. Vor allem wieder arbeiten, arbeiten wie früher, ohne Störung, ohne Verpflichtung, wenn's ihm gefiel auch ohne Mahlzeit, rastlos, rastlos, alles vergessend, wenn die Leidenschaft über ihn kam. So, wie er noch vor einem Jahre gearbeitet hatte und auch noch, als Marie ihm zuerst so geduldig Modell stand. Jetzt war ihre Geduld längst verschwunden. Tagsüber lag sie in ihren verdunkelten Zimmern, stöhnte, klagte, wurde erst gegen Abend munter und vergnügt. Dann zog sie sich hübsch an und empfing den Prinzen, der meist schon vormittags sich nach ihrem Befinden erkundigte und sich der gnädigen Frau zur Verfügung gestellt hatte. Abends ging sie dann mit Rothauer aus oder sie lud ihn und den Prinzen zu sich ein. Aber all diese Tage, die sie verstöhnte und verjammerte, ließ sie Rothauer nicht in Ruhe. Sie fand unzählige Mittel, um ihn in jeder Stunde zu erinnern, daß er nicht mehr sein eigener Herr war. Sie verstand es meisterhaft, ihn mit ihren tausend kleinen Interessen zu stören, zu verwirren, daß

ihm keine ruhige Stunde mehr für sich und seine Arbeit blieb. Er fluchte wohl innerlich, wurde ungeduldig, heftig, nahm sich zwanzigmal vor, seine Beziehungen zu Marie Cholevius zu lösen und blieb dennoch machtlos, als Mann wie als Künstler gleich ergriffen, wenn sie ihm am Abend in all ihrer kranken Schönheit schmeichelnd die Arme um den Hals legte: „Ach, Lieber du! Wenn ich dich nicht hätte, wäre ich schon lange nicht mehr auf der Welt!“

* * *

An Rothauers Verhältnis zu Tilde hatte sich äußerlich nichts geändert, nur daß sie vielleicht ein wenig seltener kam als sonst. Immer noch hatten sie ihre Teestunde im Atelier, saßen beisammen, plauderten, tauschten wohl auch ein paar Bärtlichkeiten, aber es war doch alles anders als früher...

Seit Marie Cholevius wieder in München aufgetaucht war, brachte jeder Tag für Tilde ein neues Martyrium. Sie litt nicht nur mit dem Herzen, das den geliebten Mann an eine andre verlor, sie wurde auch gejagt vom Hohn, von der Schadenfreude, die sie überall witterte, von der neuen, schmählischen Niederlage, der sie unaufhaltsam entgegenschritt.

Über Rothauer und die Cholevius wurde ja schon eifrig gemunkelt. Die beiden gaben sich auch gar keine Mühe, bösem Gerede aus dem Weg zu gehen. Selbst der Prinz, der das Paar öfters begleitete, vermochte nicht durch seine Gegenwart den Spürsinn der Klatschmäuler zu täuschen. Alle Hälse reckten sich, alle Operngläser wurden aufgeschraubt, wenn bei den Premieren

des Schauspielhauses Rothauer und Frau Professor Cholevius in einer Proszeniumsloge erschienen.

Eine der ersten, die Tilde eine freundliche Bemerkung über die neue Konstellation hinwarf, war Olga.

„Na, Kleine, deinen Maler scheinen sie dir gründlich ausgespannt zu haben; deswegen brauchst du aber nicht gleich so verzweifelt auszusehen, Frauen unsrer Art finden jeden Tag einen Mann, wenn sie nur wollen.“

Pünktlich und grausam berichtete sie nun alles, was sie über Rothauer und Marie hörte. Frau von Merk sagte nie ein Wort; offiziell hatte es für sie nie eine „Angelegenheit Rothauer“ gegeben, und sie hielt es für geraten, auch jetzt, da Tilde sich abermals zu blamieren schien, ihre mütterliche Zurückhaltung zu bewahren. Aber wenn Tilde beim Essen oder von der Handarbeit unversehens den Blick hob, merkte sie, daß die Augen der Mutter hart und mit verbissenem Hohn auf ihr ruhten. Diese harten, höhnischen Augen waren gräßlich — —

„Vieher in die Hnar gehen, als mich mein Leben lang so anschauen zu lassen,“ dachte Tilde und der Bissen quoll ihr im Munde.

Alles, was sie seit Jahren gelitten, erschien ihr wie ein Kinderspiel gegen die Qual dieser Tage. Wo sie ging und stand, quälte sie sich müde mit der Frage: „Was soll ich tun, mein Gott, was soll ich tun?“

Nicht mehr hingehen? Ihn nicht mehr sehen? Ja, das wäre das Einfachste gewesen, das was am nächsten lag und was ihrem beleidigten Stolz am meisten entsprochen hätte. Das Schluchzen der gepeinigten

Liebe war aber stärker, als die mahnende Stimme des Stolzes. . . Nicht mehr hingehen — sie schloß die Augen und fühlte, daß bei dem Gedanken alles um sie her schwankte. Wenn sie nicht mehr hinging, war alles zu Ende, unwiderruflich zu Ende. Dann gab es kein Morgen mehr, kein Hoffen, kein Vielleicht, dann hatte sie selbst mit eigener Hand jede Glücksmöglichkeit zerstört, die ihr geblieben war . . .

Und schließlich, warum sollte sie nicht mehr hingehen? War Rothauer ihr zur Treue verpflichtet? Hatte er eine Schuld gegen sie abzutragen? Eine Verantwortung übernommen, der er sich entzog, wenn er eine andre liebte? Nein. Tilde hatte kein Recht, ihm zu großen oder Forderungen an ihn zu stellen. Wie Kameraden hatten sie sich gefunden, nichts war zwischen ihnen von der banalen, kläglichen Liebes- tragödie zwischen dem Mann und dem Mädchen. Tilde war keine Betörte, keine Verführte; was sie gegeben, das hatte sie aus freiem Antrieb gegeben. Immer noch durfte sie mit klarem Blick, ohne Reue, einem andern Mann in sein Haus folgen . . .

Weil es so war, scheute sie auch vor jeder Szene, vor jeder Erörterung zurück. Sie erinnerte sich zu deutlich der Worte, die er ihr früher einmal gesagt hatte, als sie ungeduldig und mit kindischen Mitteln ihn zu einem entscheidenden Wort hatte drängen wollen. Ein zweites Mal wollte sie sie nicht wieder hören. Sie schwieg also, nannte nicht einmal den Namen der Cholevius. Zu Anfang kam sie's hart an und es drängte sie, ihm den Namen ins Gesicht zu schreien: „Ich weiß alles, und was du da tust, ist erbärmlich!“

Sie beherrschte sich aber immer und empfand es schließlich wie eine Wohltat, wie eine letzte Abfindung, die sie ihrem Stolz bot, daß sie schwieg. Solange sie schwieg, war alles nicht, brauchte wenigstens nicht zu sein. Diese Frau brauchte nicht für sie zu existieren, solange sie ihren Namen nicht aussprach. Erst wenn sie ihre Erscheinung in Worte gebannt hatte, wurde sie zur Wirklichkeit, die keinen Platz mehr ließ, mit der man kämpfen mußte, gemein und niedrig werden wie sie, und der man schließlich doch unterlag.

So dachte und grübelte Tilde, log sich selber allerlei Spitzfindigkeiten vor und merkte nicht, daß sie sich nur belog, um den entscheidenden Schritt nicht tun zu müssen, um sich immer noch eine elende, kleine Hoffnung wachzuhalten. Außer diesem armseligen Bißchen Hoffnung besaß sie ja nichts mehr — was für ein Leben lag vor ihr, wenn sie selbst das letzte Lichtchen löschte, das aus weiter Ferne, aus unergründlicher Zukunft herzu leuchten schien?

Eines Nachmittags saß sie bei Rothauer im Atelier. Sie tranken Tee und führten ein gequältes Gespräch über Dinge, die ihnen gleichgültig waren. Rothauer war verstimmt und einsilbig. Er fühlte sich in Tildes Gegenwart unfrei, und wenn er ihr blaßes Gesicht mit den unnatürlich großen Augen ansah und ihren Mund, der zuweilen in leisem Schmerz bebte, dann konnte er's nicht hindern, daß etwas wie Schuldbewußtsein über ihn kam. Hätte sie geweint, ihm Vorwürfe gemacht, sich als Opfer aufgespielt — das wäre ihm lieber gewesen. Aber dieses Mädchen ohne Klage, dem man nur am Gesicht die innere Zerkahrenheit

anmerkte, bedrückte ihn, machte ihn klein vor sich selbst. Wenn er doch nur endlich den Mut gefunden hätte, ihr zu schreiben, daß sie nicht mehr kommen sollte. . . . Zwanzigmal hatte er's sich schon vorgenommen, wie er sich's schon zwanzigmal vorgenommen hatte, mit Marie Cholevius zu brechen. Er hatte auch wirklich schon etliche Briefe an Tilde geschrieben, die er allemal wieder zerriß, wie er schon in heftigen Szenen Marie zugeschrieben hatte, daß er sie nie mehr sehen wollte, gar nie mehr. Und war dann doch immer wieder gekommen, wenn sie bat und lockte. So pendelte er unfroh, sich selber unverständlich, zwischen den beiden Frauen hin und her, wurde innerlich müde, lässig in der Arbeit und konnte sich doch zu keinem Entschluß aufraffen. Er, der Kraftmensch, der geflissentlich alle „Weiberg'schichten“ von seinem Leben ferngehalten hatte, saß jetzt in einem Zwiespalt, wie ihn nur ein moderner Ästhet ausdenken konnte und schien daran zugrunde zu gehen, als wäre er einer jener schwächlichen Männer, über die er sonst verächtlich gelacht hatte.

Als es dämmerte, versickerte das Gespräch fast völlig. Rothauer ging nachdenklich im Atelier auf und ab, Tilde starrte mit schmerzenden Schläfen in das weiche Dunkel hinein, das langsam auf alle Gegenstände des Raumes niederglitt. Plötzlich horchten sie beide auf. Von der Haustür her kam ein leise scharrendes Geräusch, wie wenn jemand vorsichtig einen Schlüssel einsteckt und umzudrehen versucht. Rothauer blieb stehen und lauschte, Tilde neigte den Kopf vor und horchte gespannt. Einen Augenblick sahen sie sich ratlos,

erschrocken an. Wer konnte das sein? Wer drang hier zu ungewohnter Stunde heimlich ein?

Rothauer wollte hinauseilen, kam aber schon zu spät. Die Türe des Ateliers ging langsam auf, wie von einer zögernden Hand geöffnet. Eine zierliche Frau mit lang fallendem Schleier stand, scheinbar überrascht, fast ein wenig erschrocken auf der Schwelle — Marie Cholebius. Sie weidete sich eine Sekunde lang an der Überraschung der beiden. Trat nun völlig herein, schloß die Tür hinter sich, ließ aber die Klinke nicht aus der Hand, als wollte sie gleich wieder gehen.

„Barbon, wenn ich störe, aber ich konnte natürlich nicht ahnen, daß du Besuch hast, Damenbesuch...“

Sie sprach es mit einem kleinen Lächeln, betonte das „Du“ ein wenig und sah Tilde dabei fest an. Tilde war halb aufgestanden, sie griff nach ihren langen schwedischen Handschuhen, die vor ihr auf dem Teetisch lagen und hob sie mit einer scheinbar spielerischen Geste, als wollte sie sie Marie ins Gesicht schlagen. Die duckte sich ein wenig und sah hilfesuchend zu Rothauer hin.

Über Tildes Gesicht huschte es wie ein ganz kleines Lächeln, als sie die ängstliche Bewegung der andern sah. Sie ließ die erhobene Hand mit den Handschuhen sinken, stand auf und ging zu dem Stuhl, auf dem ihr Täschchen und ihr Hut lagen.

„O, mein Fräulein, es täte mir sehr leid, wenn Sie sich durch mich vertreiben ließen. Ich gehe gleich wieder und übrigens kennen wir uns doch schon, erinnern Sie sich nicht? Vor ein paar Jahren auf einem Basar...“

Tilde, die eben mit zitternden Händen ihren Hut festnadeln wollte, entgegnete sehr ruhig, mit einem

bösen Lächeln: „O ja, gnädige Frau, wir sind alte Bekannte; meine Schwester und ich, wir kennen Sie genau und wir vergessen Sie nicht. Bekanntschaften wie Sie vergißt man nicht.“

Sie verließ das Atelier, ohne die Cholevius noch einmal anzusehen, sagte nur flüchtig: „Guten Abend, Herr Rothauer!“

Sie lief die Treppen hinunter, so schnell sie konnte, lief auch auf der Straße noch, weil sie hörte, daß er ihr nacheilte. Ohne Mantel, ohne Hut, rannte er hinter ihr her. Was er wollte, wußte er selber nicht, er fühlte nur, daß er sie nicht so gehen lassen durfte. Sie lief aber so schnell, daß er sie nicht einholen konnte, sprang schließlich ganz besinnungslos in den Wagen einer Elektrischen, die gerade daherkam und fuhr, sie wußte selber nicht wohin. Irgendwo stieg sie aus. Sie fror, fühlte sich todmatt und wußte nicht genau, wo sie war. An einem erleuchteten Lokal las sie die Aufschrift „Café“, sie trat ein, setzte sich an einen kleinen Tisch, ließ sich ein Glas Melange und eine Zeitung geben. Um sie her schwebten blaue Rauchschwaden, rannten die Kellner mit ihren blinkenden Kannen, lachten und schwapten junge Männer, schlugen mit leisem Knall die Billardkugeln aneinander. In all dem behaglichen, lebensfrohen Gewirre saß das junge Mädchen, blickte über die Zeitung hinaus in die dunkelnde Straße und dachte: „Die Ffar... jetzt bleibt mir wirklich nichts mehr als die Ffar...“

* * *

Als Rothauer außer Atem heiß und abgeheht vom Laufen ins Atelier zurückkam, gab's eine große Szene zwischen ihm und Marie. Sie wollte zuerst die Unbefangene spielen.

„Ich begreife nicht, Schatz, wie du so böse auf mich sein kannst, ich habe doch gar nichts gewollt, ich ging unten vorbei und dachte mir, schaust einmal nach, ob er da ist. Hätt' ich eine Ahnung gehabt, daß du das Mädchen bestellt hast, so wäre ich natürlich nicht heraufgekommen.“

Er trommelte vor Wut mit den Fäusten auf den Tisch.

„Red' nicht so dumm daher . . . herbestellt! Meinst vielleicht, das ist eine, die man einfach herbestellt? So was verbitt' ich mir! Und außerdem geht's dich nix an . . . du hast mir nicht nachzuschneffeln . . .“

„Mein Gott, ich schnüffle dir doch nicht nach . . .“

„Natürlich schnüfflest du mir nach, in unmögliche Lagen bringst mich.“

Er war wütend auf und ab gerannt, blieb jetzt wie von einem neuen Gedanken gepackt vor ihr stehen.

„Überhaupt, wie kommst du da 'rein? Wo hast du denn den Atelier Schlüssel her?“

Sie lachte ihr seelenloses Lachen, sagte ganz naiv: „Ich hab' mir einen Nachschlüssel machen lassen.“

„Einen Nachschlüssel?! Ohne meine Erlaubnis? Das ist stark!“

„Aber ich bitte dich, wegen so einer Kleinigkeit spricht man doch gar nicht.“

„Was, das ist eine Kleinigkeit, wenn du ohne mein Wissen in meine Wohnung einbrichst.“

„Schatz, erstens ist hier nicht deine Wohnung, sondern dein Atelier. Und ‚einbrichst‘! Wie sich das anhört, als ob ich eine schwere Verbrecherin wäre.“

„Ja, Herrgott, begreiffst du denn nicht, daß das nicht geht, daß ich nicht will, daß ein fremder Mensch jeden Augenblick zu mir kann.“

„Ich bin dir doch kein fremder Mensch.“

„Ja, ja, ja,“ schrie Rothauer auf, „du bist mir ein fremder Mensch, so fremd wie irgendeiner. Ich will nicht, daß du jeden Augenblick zu mir kommen kannst, daß ich gar nicht mehr Herr hier bin. Ich will's nicht, hörst du?! Und jetzt gib augenblicklich den Schlüssel her.“

Sie wehrte sich zuerst. Sie wollte den Schlüssel durchaus behalten. Erst als er schrie: „Gut, behalt' ihn, dann zieh' ich eben aus,“ legte sie den Schlüssel schmolend auf den Tisch. Durch ihre Nachgiebigkeit besänftigt, versuchte er, ihr zuzureden, ihr klar zu machen, daß sie im Unrecht gewesen sei. Seine Bemühungen blieben ganz fruchtlos. Sie hörte wohl seine Worte, aber den Sinn begriff sie nicht. Sie verstand durchaus nicht, weshalb die Geschichte mit dem Schlüssel häßlich und unrecht gewesen sein wollte. War Rothauer denn nicht ihr Diebster? Hatte er denn noch ein Recht, irgend etwas für sich, für sich allein behalten zu wollen? Hatte nicht sie, Marie Cholevius, von ihm Besitz ergriffen?

Sie legte ihm schmeichelnd die Arme um den Hals und sah mit blühenden Augen auf den blühenden Schlüssel hin. Diesmal hatte sie nachgegeben, hatte sie erkennen müssen, daß der Mann, in dessen Armen sie lag, ihr noch nicht restlos verfallen war. Er widerstrebe noch, wollte noch etwas für sich allein behalten.

Sie lächelte kaum merklich vor sich hin. O, sie würde diesen Widerstand brechen; eine festere, geheimere Gemeinschaft wußte sie, als der alberne Schlüssel da bedeutete . . . Und während sie sich immer fester an den Geliebten schmiegte, ihn immer heißer küßte, raunte sie ihm von Wonnen, die er nie erlebt, von Ekstasen, die er nie gekannt, von einem Wunderland, das er nie betreten hatte. Und das alles barg sich in dem kleinen wasserhellen Tropfen, der an einer Silbernadel zitterte. . .

Einundzwanzigstes Kapitel.

Rothauer wollte noch an demselben Abend an Tilde schreiben, besann sich aber und tat es nicht. Was hätte er ihr auch sagen sollen? Es war ja doch eine verfahrenene Geschichte, die weder erklärt, noch entschuldigt werden konnte. Besser also, man ließ die Dinge, wie der Zufall sie gefügt hatte. Marie nannte Tildens Namen nicht mehr. Jetzt gehörte Rothauer ihr ganz allein. Nur das Letzte blieb noch zu tun, das ihn ihr wie unter einem Freimaurerzeichen geheim und unlöslich zu eigen geben sollte, wie es ihr früher Benedikt geeint und zu eigen gegeben hatte. Auch Benedikt hatte sich anfangs gesträubt und war dann doch ihrer Verführung erlegen . . . 'Es wird mir hier gelingen, wie es mir damals gelang', dachte sie.

Eines Abends, als sie vom Theater heimkamen und Rothauer besonders gut gelaunt war, gelang es denn auch. Halb ärgerlich, halb lachend streifte er den Hemdärmel bis zur Schulter zurück. Er streckte ihr den entblößten Arm hin.

„Also her mit dem Teufelszeug, damit die arme Seel' endlich ihre Ruh' hat und ich auch!“

Sie lachte jubelnd auf, küßte ihn und begann dann eifrig, alle Vorbereitungen zu treffen. Er sah ihr verständnislos und belustigt zu; wie sie vorsichtig die feine Nadel unter seine Haut führte, sah er sie an. Ihr Gesicht sah seltsam aus. Die Augen waren wieder halb geschlossen, nach oben gedreht, so daß fast nur das Weiße zu sehen war. Das Kinn hatte sie ein klein wenig vorgeschoben, die Lippen waren geöffnet, daß man ihre kleinen weißen Unterzähne blißen sah. Wie ein Schatten glitt ein Lächeln um die zwei kleinen Vertiefungen, in denen ihre Mundwinkel endeten.

Rothauer blickte sie lange an; ein leises Frösteln kroch ihm den Rücken herauf.

„Wie eine Trud' sieht sie aus! Wie eine Trud', die sich auf die Menschen hoßt und ihnen das Blut aussaugt!“

Schon zog ihm Marie vorsichtig den Armel wieder herunter.

„So, mein Schatz, nun schlafe und träume wie noch nie zuvor!“

* * *

Das war die merkwürdigste Nacht, die Rothauer je erlebt hatte. Zuerst lag er in seinem Bett wie sonst, fühlte sich sehr leicht und heiter und freute sich aufs Einschlafen. Dann gingen seltsame Dinge vor. Die Nacht begann aufzuwachen, zu leben, zu klingen. Das Zimmer füllte sich mit Geräuschen, die er niemals gehört hatte, deren Ursprung er nicht kannte. Mitunter

war es wie gedämpfte Musik, dann wie fernes Stimmengewirr oder wie ein Räuberwerk, das irgendwo draußen, weit weg, saugend dahinslog. Er vernahm alles deutlich und empfand es weder unheimlich noch unangenehm. Er hatte nur immer das Gefühl, als ob er in einem Vorfaal stünde und schon im nächsten Augenblick durch eine Thür zu dem Wunderfamen schreiten sollte, für das er keinen Namen wußte, das aber klingend in der Luft umherschwirrte und ihn mit einer köstlichen Aufregung erfüllte.

Immer bunter, immer lauter wurde die Nacht. Alle Gegenstände im Zimmer schienen zu leben, eine eigene Sprache zu sprechen. Und jetzt lag er auch gar nicht mehr in seinem Bett; er fühlte sich mit einemmal emporgehoben, aber nicht wie von Menschenarmen oder von der Kraft einer Maschine; nein, ganz von selbst schwebte er in die Luft empor, wie vom Geseß der Schwerkraft entbunden. Er fühlte seinen Körper nicht mehr, denn der lag wie eine abgestreifte, schwere, dunkle Masse in den Rissen, indes ein leichter, schillernder, durchsichtiger Rothauer gleich einer Feder im Zimmer umherschwebte, durch ein Meer von süßen, geheimnisvollen Tönen, das vor ihm ebbte und rauschend wieder hinter ihm zusammenfloß. Die köstliche Aufregung wuchs. Er fühlte sein Herz schlagen und meinte sein Blut im Kreislauf strömen zu sehen, als wäre er selber von Kristall. Seine Lebenskraft schien ins Ungeheure zu wachsen. Immer höher schwebte er, die Decke des Zimmers dehnte sich empor, als ob auch für sie jedes natürliche Geseß verstummt wäre. Das Allerchönste aber, das Lustigste an all dem Spuß war, daß Rothauer

nie die Besinnung völlig verlor, daß er in all den wunderbaren Stimmen der Nacht auch noch die der Wirklichkeit vernahm und verstand. Da schlug zum Beispiel die Wanduhr mit ihren langsamen, etwas schnurrenden Schlägen und er zählte sie mit, gerade als ob er wach wäre, schwebte dann ein wenig näher zu ihr hin, weil ihre Zeiger mit dem Schlagwerk nicht übereinstimmten und er sie richten wollte. Als er aber ungefähr in der Höhe des Chronometers war, hätte er fast laut aufgelacht: oben auf dem Uhrgehäuse saß der Prinz, winzig klein, mit bunten Papageiensflügeln an den Schultern. Rothauer merkte jetzt auch, daß die Uhr gar nicht geschlagen, sondern daß der Prinz rhythmisch mehrmals nacheinander gekrächzt hatte. Rothauer wollte rufen: „Aber, Hoheit, was machen Sie für Geschichten!“ da breitete der Prinz seine Schwingen aus und begann in großen Runden das Zimmer abzufliegen. Rothauer wollte ihm nach, aber der Prinz flog schnell und immer schneller, so daß er ihn nicht erreichen konnte. Einmal mußte er auch innehalten: er spürte plötzlich einen kleinen, aber schrecklichen Schmerz, so, als ob für einen Augenblick sich flüssiges Blei in seinen Adern wälzte, gleich war's aber wieder vorbei und er setzte aufs neue dem Prinzen nach, dessen Schnelligkeit immer rasender wurde, bis er sich als wirbelnder, bunter Punkt in der klingenden Nacht verlor. Da flog Rothauer allein weiter, selig und leicht. Seine köstliche Erregung minderte sich aber jetzt ein wenig. Er hatte Angst, daß der jähe Bleischmerz sich wiederholen könnte. Da kam er auch schon zum zweiten Male und dann wieder und dann — o grauenhaftes

Dämmern! — dann war's kein kleiner Schmerz mehr, sondern ein schrecklicher, schwerer Fall. Die Schwerkraft bekam wieder Macht über ihn, er war nicht mehr aus Kristall, sondern aus Knochen und Fleisch und fiel aus der Luft mit dumpfem Aufschlagen auf sein Bett nieder.

„Aber ich will nicht, ich will noch ein wenig hinauf, ich will wieder fliegen!“

Übermals lösten sich uralte Formeln, stieg er als körperloses Wesen in die Luft hinein. Wie zuvor rauschte und klang die Nacht, schien eine neue Welt herabgesunken zu sein, die die alte verschlang. Dann kam der schreckliche Fall zum zweitenmal. Rothauer hatte nicht mehr die Kraft zu denken: „Ich will!“ Ohnmächtig, vergehend in schlaftrunkenem Weh bettelte er zu der unsichtbaren Macht der neuen Welt: „Nur noch einmal! Einmal nur noch laß mich fliegen!“

Die Macht gestattete ihm, sich zum drittenmal seiner Menschlichkeit zu entäußern. Wieder schwebte er körperlos empor, aber nicht mehr so hoch wie zuerst. Er fühlte sich auch nicht mehr so köstlich erregt und frei, sondern empfand eine kindische Angst, daß er sich irgendwo anstoßen könne. Die seltsamen Geräusche des Dunkels begannen abzuklingen, die Gegenstände hörten auf zu leben. Seine eigene Schwungkraft reichte kaum mehr, ihn zwei Meter hoch über dem Erdboden zu halten, über dem Bett, auf dem er jetzt noch als schwere, dunkle, leblose Masse lag. Die Spuknacht ging zu Ende, mit hellen, nüchternen Augen sah der Tag sie an. Da tat Rothauer den dritten, schrecklichen Sturz, von dem er sich nicht wieder erheben sollte.

Kein Wollen, kein Betteln half. Er hörte, wie er bleischwer, krachend auf sein Lager niederstiegl. Unfähig, ein Glied zu rühren, mit der Empfindung, daß er sechs Zentner schwer sei, blieb er röchelnd liegen —

Die Sonne schien schon hell ins Zimmer, da wachte er endlich auf. Er erinnerte sich an gar nichts, er wußte nichts, konnte nichts denken, als daß Sterben leichter sein müsse, als das Aufwachen nach solcher Nacht. Er wußte nicht, ob er schwer krank sei, ob vergiftet oder irrsinnig. Er hatte das Gefühl, daß es so keine Stunde mehr weitergehen könne, er hatte aber keine Vorstellung, was kommen oder werden sollte und warum es so nicht weitergehen könne. Ihm war's, als läge ihm die ganze Welt auf der Brust, als könnte er vor Not und Elend nie mehr in seinem Leben aufstehen. Er hatte früher auch schon nach tollen Nächten tollen Ragenjammer gespürt, aber nie in seinem Leben war ihm ein solch entsetzlicher Morgen heraufgedämmert, wie die Frührothe nach diesem Giftspuk. Er wollte sich erheben, läuten, sich schwarzen Kaffee bringen, einen Arzt holen lassen, aber er war unfähig, auch nur den Fuß aus dem Bett zu strecken. Wie gelähmt blieb er liegen und begann jämmerlich zu weinen, er, der seit seinen Kindertagen keine Träne mehr vergossen hatte. Er schluchzte, als ob er sich in Schmerz auflösen wollte, schluchzte weiter, bis ihn ein heftiges Erbrechen befiel, das sich in Zwischenräumen stundenlang wiederholte. Gegen Mittag endlich wurde ihm ein wenig leichter und besser. Er schlief nochmals ein, diesmal ohne Spuk und Traum und erwachte erst, als Mittag schon vorüber war. —

Als Rothauers Kopf wieder ganz klar war, hatte er nur eine einzige Empfindung, einen ungeheuren Zorn auf Marie. Er verstand jetzt, daß sie ein verlorener Mensch war, und daß sie ihn als Gefährten ihres zerstörten Daseins hatte mitziehen wollen. Der Entschluß mit ihr zu brechen, stand nun unwiderruflich fest. Er wollte nicht mehr hingehen, wenn sie kam — nicht aufmachen, wenn sie schrieb — nicht antworten. Wenn's sein mußte, würde er sogar eine Weile verreisen, bis sie München verlassen oder wenigstens eingesehen hatte, daß zwischen ihnen beiden alles zu Ende war.

Als ein Tag verging, ohne daß Rothauer ein Lebenszeichen von sich gegeben hätte, setzte Marie den ganzen Apparat in Bewegung, den er von früheren Szenen her schon kannte. Gilbriefe kamen... Stadttelegramme... rote Radler. Er blieb standhaft und stumm. Als die Versuche, ihn durch Freunde zu erreichen, fruchtlos blieben, machte sie sich selbst auf den Weg. Sie fand Rothauer, wie er an der Ateliertür gerade mit einem Modell verhandelte. So mußte er sie wohl oder übel einlassen.

Es kam zu einer furchtbaren Szene zwischen ihnen. Rothauer vergaß das bißchen Schlimm, das bißchen Beherrschung, das ihm, dem Landkind, die Stadt in vielen Jahren mühsam beigebracht hatte. Er tobte, wehrte sich mit der ganzen Rücksichtslosigkeit eines Mannes, der von einer Frau loskommen, mit der verzweifelte Brutalität des Gesunden, der sein rotes Blut vor schwächenden Giften schützen will.

Marie begriff den rasenden Unband seines Wesens nicht. Sie starrte ihn mit großen, ängstlichen Augen

an, stotterte, versuchte sich zu rechtfertigen. Mein Gott, an diese Morgen gewöhnt man sich . . . sie waren nur die ersten Male so schrecklich, schwächten sich später ab. Nur der Zauber der Nacht blieb, das prachtvolle Gefühl der Körperlosigkeit. Und übrigens, wenn er nicht wollte, so brauchte er's ja nicht mehr zu tun. Es blieb ein Versuch, ein mißlungener Versuch, nichts weiter.

„Deswegen bleibt doch zwischen uns alles, wie es war, das kann doch nichts ändern. Deshalb kannst du mich doch nicht plötzlich hassen!“

Tränen strömten über ihr Gesicht. Sonst hatte ihr Weinen ihn stets gerührt, entwaffnet. Heute reizte es ihn zu neuer Wut.

„Ja, ja, ich hasse dich! Oder nein, ich hass' dich nicht. Du bist mir viel zu erbärmlich dazu, ich will nur nichts mehr von dir wissen, ich will nichts mehr von dir hören, dich nicht mehr sehen. Ich will endlich einmal einen Atemzug tun, ohne daß du dabei stehst und ihn mir mit deinen Ränken und Schwänken verdirbst.“

Sie eilte auf ihn zu, wollte ihn umschlingen.

„Lieber, Liebster, das ist doch nicht dein Ernst, so abscheulich kannst du doch nicht sein. Ich habe ja doch niemand und nichts mehr auf der Welt, als dich.“

Er schüttelte ihre Hände ab, die auf seinen Armen lagen.

„Laß mich, es muß jetzt endlich einmal aus sein, ich ging' zugrunde, wenn ich noch länger bei dir bliebe! Ich kann schon nimmer arbeiten, wie früher. Bald wär' ich auch nicht mehr g'sund wie früher. Ich muß

frei sein von dir, ich müßt' ersticken, wenn ich länger mit dir zusammen atmen sollt'!"

Sie schrie auf.

„Wenn ich dich nicht mehr habe, muß ich sterben; dann bring' ich mich um!"

Er lachte höhnisch auf.

„Das sagt jede. Die Melodie kenn' ich schon. Du selber hast mir's schon so und so oft g'sagt!"

„Ich sag's nicht nur, ich tu's auch. Du wirst es sehen, daß ich's tue!"

Sie brach in einem Stuhl zusammen, schluchzte so bitterlich, daß ihr die Tränen durch die Finger rannen.

Er fühlte ein Fünkchen Mitleid, ein Fünkchen Schwäche in sich aufglimmen und wollte es mit um so größerer Härte ersticken.

„Aus ist's!" sagte er, „geh jetzt und schau, daß wir uns nie mehr im Leben treffen, das wird für dich und für mich das Beste sein."

Und da sie sich nicht rührte, sondern regungslos sitzen blieb, ihn mit entgeisterten Augen anstarrend, riß er die Tür des Ateliers auf und wies sie mit polternden Worten und Gesten hinaus...

Er drehte zweimal den Schlüssel hinter ihr im Schloß herum, rechte die Arme wie ein Befreiter. Sie war noch immer nicht gegangen, stand draußen vor der verschlossenen Tür, klopfte, weinte, bettelte. Er rührte sich nicht. Dann hörte er endlich, wie sie die Treppe hinunter ging. Vorsichtig öffnete er die Tür zu einem kleinen Spalt. Gott sei Dank, sie war fort, er war allein.

Am nächsten Morgen stand er schon in aller Frühe an der Staffelei. Er hatte alte Skizzen hervorgeholt und malte inbrünstig voll Bier und Lust, wie in früheren Tagen. Die Stunden flogen dahin, daß er erstaunt auffah, als die Glocken der Stadt Mittag läuteten. Er ging in eine Gastwirtschaft, die in der Nähe lag, denn er wollte keine Zeit verlieren. Er aß eine abscheuliche Suppe und einen zähen Braten. Während er aß, fiel ihm ein, daß der ganze Vormittag vergangen war, ohne daß Marie sich irgendwie gemeldet hätte. Das wunderte ihn, denn er war fest überzeugt gewesen, daß sie, trotz allem, immer noch versuchen würde, ihn wieder zu gewinnen. Er kannte ihre skrupellose Zähigkeit von früher her. Er hatte nicht gedacht, daß sie diesmal an einen endgültigen Bruch glauben würde; nun, wenn sie's tat, um so besser! Um so besser, wenn sie endlich einsah, daß er sich selber gehören wollte und nicht ihr. Um so besser, wenn er endlich Ruhe hatte vor ihr.

Er arbeitete noch den ganzen Nachmittag, ging auch abends in seine Künstlerkneipe, die er lange vernachlässigt hatte und freute sich mit den andern, daß er wieder da war. Erst da er wieder mit Männern, mit Kollegen beisammen saß, merkte er, wie gezerzt, wie verzettelt ihm die letzte Zeit hingegangen war. Nun aber war das Leben wieder sein. Die Tage lagen wieder vor ihm wie frischgewaschen, strahlend in Klarheit und Freude, als harren sie nur seiner tüchtigen Hand, die sie zum Bilde formen sollte.

Auch am nächsten Morgen sah ihn die frühe Sonne schon bei der Arbeit. Wiederum blieb Marie stumm.

Rothauer atmete tief auf. Er hatte immer noch gefürchtet, daß sie sich nicht zufrieden geben, ihn in neue Szenen verstricken möchte. Nun aber, nach achtundvierzig Stunden, durfte er wohl unbesorgt sein — sie hatte wohl Vernunft angenommen und blieb seinem Wege dauernd fern.

An diesem Nachmittage wurde einmal ziemlich heftig an Rothauers Türe geklingelt. Er fuhr zusammen, hielt im Malen inne und horchte hinaus. Da er nicht öffnete, klingelte man nach einigen Minuten zum zweiten Male. Als sich auch dann noch im Atelier nichts regte, ertönte die Klingel kein drittes Mal... Rothauer trat vorsichtig ans Fenster. Unwillkürlich ging er auf den Bebenspißen, als könnte man sonst draußen seinen Schritt hören und er drückte sich hinter einen Fensterpfeiler, um nicht gesehen zu werden, wenn etwa von der Straße her jemand forschend nach seinen Fenstern zurückblickte. Er war fest überzeugt, daß Marie geklingelt hatte, kein anderer Mensch sonst —

Wie er vorsichtig auf die Straße hinabspähte, sah er etwas, was ihn erstaunte. Vor dem Hause hielt ein Auto, in das eben der Prinz einstieg. Sie war also schamlos genug, den Prinzen als Vermittler zu schicken. Wie gut, daß er nicht aufgemacht hatte! Das wäre eine nette Unterredung geworden...

Er malte weiter und redete sich ein, daß er sehr zufrieden sei. Tief innen aber bohrte und nagte ein kleiner Wurm. Was hatte der Prinz gewollt? War er wirklich nur gekommen, um Veröhnung zu stiften? Rothauer fand diese Voraussetzung plötzlich unwahrscheinlich. Der Prinz hatte es offenbar sehr eilig gehabt,

sonst wäre er nicht im Auto gekommen. Auch seine Art zu klingeln, hatte Hast und Erregung verraten. Wenn er Rothauer sonst aufgesucht hatte, war er stets zu Fuß gekommen, hatte fein und bescheiden auf den elektrischen Knopf gedrückt. Was lag heute vor? Was hatte er heute gewollt?

Solche Fragen gingen Rothauer immer länger im Kopf herum, machten ihn nervös, unlustig zur Arbeit. Früher als er's gewollt hatte, legte er den Malstod beiseite und ging fort. Auf der Treppe traf er die Hausmeisterin, die sehr erstaunt war, als sie ihn sah. Sie hatte gemeint, er sei nicht daheim, denn der Herr, der vorhin da war, hatte ja geklingelt; ohne daß ihm geöffnet worden wäre. Er hatte aber eine Karte dargelassen, die sie Herrn Rothauer sofort übergeben sollte, falls er nochmal ins Atelier zurückkäme.

Hastig griff Rothauer nach der Karte. Es war eine Visitenkarte des Prinzen, auf der mit Bleistift geschrieben stand: „Kommen Sie sofort zu Frau Ch. Ein Unglück ist geschehen.“

Ohne sich zu besinnen, eilte Rothauer nach Mariens Wohnung. Das Dienstmädchen öffnete ihm mit verweintem Gesicht. Im Vorzimmer schwebte ein bitter-süßer Duft von Medikamenten. Es roch nach Kampher und Äther.

Die Tür des Vorzimmers öffnete sich. Der Prinz trat heraus. Er sah blaß und verstört aus, so daß Rothauer nicht mehr zu fragen brauchte —

Marie Cholevius war tot, an einer Morphiumvergiftung gestorben, jeder Wiederbelebungsversuch erfolglos. Der Arzt hatte erklärt, daß sie eine Dosis

genommen habe, die genüge, um sechs Menschen zu töten. Rothauer war wie betäubt. Er hörte kaum, was der Prinz sprach. Willenlos folgte er ihm ins Schlafzimmer, das gleichfalls nach Kampfer und Aether roch. Wäschestücke und alle möglichen Instrumente lagen umher, Stühle waren verrückt, Teppiche verschoben, Wasser auf dem Fußboden verschüttet. In dumpfer Besinnungslosigkeit stand dann Rothauer vor dem Bett, auf dem die Leiche unter der gelbseidenen Atlasdecke lag. Auf der andern Seite stand der Prinz. Sein verstörtes Gesicht zuckte, aber er blieb tadellos in der Haltung. Rothauer stand da und starrte mit fliegenden Fußsen die Tote an. War das wirklich die Frau, die ihm vor kaum einer Woche lachend und verliebt, blühend in ihrer seltsamen, kranken Schönheit im Arm gelegen hatte? Erst jetzt im Tode konnte man ermessen, wie verwüstet die Unselige schon im Leben gewesen sein mußte. Keine Spur von Reiz, kein Hauch von der Majestät des Todes war über sie gebreitet. Klein und verfallen lag das Gesicht in den Rissen, die Nase stand unheimlich lang und spitz daraus hervor. Die Augen waren nicht ganz geschlossen, sondern ließen durch eine kleine Ritze ein weißes Streifchen des Augapfels sehen. Das Kinn war sehr weit vorgeschoben, die Lippen wieder ein wenig geöffnet wie damals, als sie sich über Rothauers nackten Arm gebeugt hatte. Und wie damals schien in den Vertiefungen der Mundwinkel ein unheimliches, kleines Lächeln zu spielen. Mit dem hämischen, unerlösten Gesicht einer toten Trud lag sie da.

Rothauer aber merkte das nicht. Er sah nichts,

hörte nichts von dem, was um ihn her war. Sein Hirn war ganz außerstande, die Eindrücke, die seine Sinne empfangen, zu Gedanken zu formen. Er begriff nichts von allem, was er da erlebte. Er hatte überhaupt nicht das Gefühl, daß er selbst es erlebte. Ihm war's, als hätte ein Fremder sein Wesen als Maske angelegt, als wäre er, Rothauer, nur noch ein teilnahmloser Zuschauer für den Mummenschanz des andern. Er war weder bestürzt noch erschüttert, noch bekümmert, — nur gelähmt. So gelähmt und betäubt, daß er kaum etwas fragte und nicht verstand, was der Prinz zu ihm sprach.

Als er fortging, wollte er wie sonst dem Prinzen die Hand reichen. Die Hoheit ließ jedoch die Arme schlaff herabhängen, verbeugte sich nur förmlich.

Der Prinz ging ins Schlafzimmer zurück; nun, da er ohne Zeugen war, brauchte er keine Selbstbeherrschung mehr zu üben. Er legte die Hand über die Augen und weinte. — Als er sich etwas gefaßt hatte, telegraphierte er an Professor Cholevius, der unverzüglich eintraf und am Totenbett schluchzte wie ein Kind. Gemeinsam mit dem Prinzen brachte er die Leiche nach Ulm, wo sie in aller Stille verbrannt wurde.

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

Der Selbstmord der schönen Frau rief natürlich das größte Aufsehen hervor. Tagelang wurde in allen Kreisen von nichts anderm gesprochen, die Zeitungen brachten vorsichtige Mittheilungen, die die Neugierigen

um so stärker reizten. Groß war das Interesse für die Tote, aber noch viel größer für den überlebenden Helden des geheimnisvollen Dramas — für Rothauer. Er stand im Mittelpunkt aller Fragen, aller Vermutungen. Wer ihn, wenn auch nur flüchtig, kannte, rühmte sich dessen mit wichtiger Miene. Sie erzählten Anekdoten von ihm, die sich nie in der Wirklichkeit zugetragen hatten, erlogene Züge von seiner Brutalität oder von seiner Kindlichkeit. Man bemühte sich, ihn zu sehen, zu beobachten. Es gab Leute, die mehrmals täglich um das Haus strichen, in dem er wohnte, die Straße abgingen, in der sein Atelier lag. Die Bilderpresse brachte sein Porträt, das ihn mit der Physiognomie eines Meßgerburschen darstellte. Ein berühmtes Revolverblatt teilte ihm mit, daß es „sensationelle Enthüllungen aus einem Maleratelier“ bringen würde, wenn er nicht fünftausend Mark Schweigegeld zahlen wollte. Sensationsbedürftige Damen, die sich an der blutrünstigen Salome berauscht hatten, schrieben parfümierte Briefe. Betäubt, befangenen Geistes schritt Rothauer durch all den Tumult, den er plötzlich verursacht hatte. Er verstand jetzt erst, was geschehen war und diese seltsamen Wirkungen des Geschehenen verwirrten ihn. Was die Leute sagten, was die Blätter schrieben, war ihm, an sich betrachtet, ganz gleichgültig. Aber der Zusammenhang der Dinge, auf den sie alleamt hinwiesen, den sie als feststehend betrachteten, quälte ihn, trieb ihn zu Gedankengängen, zu Selbsterforschungen, die ihm sonst ganz fremd gewesen waren. Er war ja gar kein brutaler Mensch, wie die Salon- damen mit gruseligem Entzücken vermuteten; er war

einfach und robust, aber weder roh noch zynisch, und darum lag ihm der Tod Mariens wie eine Last auf dem Gewissen. Möchte ihm sein Verstand auch immer wieder sagen, daß er diesen Tod ja nicht gewollt, also auch nicht verschuldet hatte — er kam doch von den Stimmen seines Innern nicht los. Er war völlig aus der Bahn geworfen, verstand sein Leben, Schicksal und Verhängnis seines Lebens nicht mehr recht.

Oft sann er nach: Es war doch eigentlich alles so einfach gewesen, so selbstverständlich. Kein Mensch konnte ihm einen Vorwurf machen. Er hatte nichts andres getan, als was tausend, hunderttausend andre täglich straflos tun. Er hatte sich mit einer leichtfertigen Frau eingelassen und sich von ihr getrennt, als er merkte, daß sie ihn zugrunde richten wollte. War das nicht sein gutes Recht gewesen? Ja, es wäre sein Recht gewesen, sein unbestrittenes, gutes Recht, aber da war der Tod dazwischen gekommen. Weil der Tod zwischen ihm und seinem Recht stand, sah mit eins alles anders aus.' Gleich einer verlorenen Insel der Seligen schwamm weit draußen in unerreichbarer Ferne die frohe, die leuchtende Zeit, da er ein unbeschwertes Herz gehabt und kaum andres vom Leben gewußt hatte als seine Kunst und seine harmlose Fröhlichkeit.

In der Familie Merk hatte die Katastrophe natürlich die größte Bewegung hervorgerufen. Tilde verlor kein Wort darüber, bewahrte mit übermenschlicher Anstrengung der Mutter und der Schwester gegenüber eine gleichmütige Miene. Aber Frau von Merk und Olga saßen mit heißen Köpfen beisammen, überlegten, malten sich aus, wie nun alles kommen würde. Frau

von Merk zwar war still und müde geworden. Ihr Glaube an das Glück ihres Hauses war verschwunden und hatte jammerndem Mißtrauen Platz gemacht.

„Ach nein, Olga, die Tilbe hat sich's ein für allemal verborgen. Seit der dummen Geschichte damals mit dem Saranoff haben wir kein Glück mehr. Du wirst sehen, bei der Tilbe geht's immer wieder wie damals und wie heute: jedesmal meint man, sie holt sich einen Stern vom Himmel und jedesmal ist sie blamiert, und wir mit ihr. Da ist nichts zu wollen, das ist ihre Bestimmung.“

„Aber, Mama, gar keine Rede davon! Im Gegenteil. Und an Franzl hast du noch gar nicht gedacht!“

„Franzl, ja, was hat denn Franzl mit der ganzen Sache zu tun?“

„Sehr viel hat sie damit zu tun. Ich wette mit dir, daß sie jetzt zu Benedikt zurück geht. Gott sei Dank, daß diese schreckliche Frau endlich tot ist. Nun steht doch eigentlich nichts mehr zwischen Benedikt und ihr. Solange die andre lebte, war das ja so eine Sache. Die arme Franzl, die ja so wenig hübsch ist, hat eben die andre doch immer gefürchtet und hat nicht vergessen können, solange sie lebte. Aber jetzt wird sich Franzl besinnen. Über eine tote Erinnerung muß eine kluge und tüchtige Frau wegkommen. Glaube mir, sie hat gewiß auch schon genug von ihrer Selbstständigkeit. Sie wird sehr froh sein, wenn sie aus ihrem Puhjalon zu ihrem Mann zurückkehren kann.“

Die Hoffnung, daß wenigstens die Ehe Benedikt wieder heil werden und der Familie ein gewisses Relief geben könnte, war für Frau von Merk ein wirklicher

Trost. An dem guten Willen des einstigen Schwieger-
sohnes zweifelte sie nicht. Er hatte ihr dann und wann
immer noch geschrieben und immer die Hoffnung aus-
gedrückt, daß Franzl einst milder über ihn urteilen
möchte. Von der Tochter freilich wußte sie wenig
genug. Eigentlich nur, was Franzl an Tilbe schrieb,
denn seit Franzl eigensinnig und eigenmächtig ihr
Schicksal in die Hand genommen, hatte Frau von Merk
jede direkte Verbindung mit ihr aufgegeben.

„Und wenn erst die Franzl untergebracht ist, dann
kommt auch die Tilbe dran, paß nur auf, Mama. Jetzt,
wo die andre nicht mehr da ist, hat sie's doch ganz in
der Hand, ihren Maler zu lenken, wie sie will. Lieber
Gott, eine Frau kann doch einen Mann um den kleinen
Finger wickeln, wenn sie's nur versteht.“

Und Olga reckte sich in den Schultern, warf den
blonden Kopf zurück und blickte lächelnd auf ihre trägen
Hände, als wären sie eben beschäftigt, ein halbes Duzend
Männer um die Finger zu wickeln.

Ihre Prophezeiungen erwiesen sich aber leider wie-
der einmal als unzulänglich. Der Fall Cholevius war
noch nicht zu Ende, sondern zog noch Kreise. Raum
begann ein wenig Gras über die Sache zu wachsen,
kam aus Berlin eine neue Sensationsnachricht: Pro-
fessor Benedikt war plötzlich gestorben. Der Gashahn
in seinem Schlafzimmer war aufgedreht, ob aus Zu-
fall oder aus Absicht, mußte dahingestellt bleiben.
Jrgendwelche Anhaltspunkte, die ein bestimmtes Urteil
gestattet hätten, ergaben sich nicht. Er hatte keinerlei
Aufzeichnungen, keinerlei Verfügungen hinterlassen.
Neben dem Toten lag die Nummer einer Zeitung, die

einen genauen Bericht über den Tod von Marie Choleviuß enthielt. In der Briestafche steckte neben andern Papieren auch ein aus Paris datierter, nur wenige Wochen alter Brief seiner geschiedenen Frau. Den Inhalt dieses Briefes mitzuteilen, erschien den Blättern indiskret. Sie deuteten nur an, daß dieser Brief offenbar dem Verstorbenen jede Hoffnung auf eine Wiedervereinigung mit seiner früheren Gattin genommen habe . . .

Der Tod Benedikts war noch der letzte Schlag, der Frau von Merk treffen konnte. Jetzt war alles zu Ende. Jetzt hatte Franzl nicht einmal mehr den Mann, der gezwungen war, für sie zu sorgen. Jetzt mußte die Familie für sie einspringen, denn an Franzls Fähigkeiten, sich selbst ihr Brot zu schaffen, hatte Frau von Merk nie geglaubt. Frau von Merk sagte gar nichts. Sie ächzte nur ein wenig und ließ den Kopf auf die Tischplatte sinken. Als sie ihn wieder hob, sah sie Tilde mit einem Blick an, der das Mädchen erschauern machte. Es lag nicht nur mehr Härte in dem Blick, sondern auch soviel Jammer, soviel stumpfe Trostlosigkeit, daß Tilde meinte, sie müßte verzweifeln, weil sie doch mit gebundenen Händen da saß und nicht helfen konnte.

Später, als die Schwestern allein waren, sagte Olga sehr von oben herab: „Die Franzl ist schon ein ausgesuchter Pechvogel, aber du, Tilde, von dir erwarten wir immerhin noch etwas. Ich wollt', ich wär' an deiner Stelle . . .“

Sie lächelte und wiegte sich selbstgefällig in den Hüften. Tilde hatte einen Augenblick den brennenden Wunsch, der Schwester ins Gesicht zu schlagen. Sie

lachte aber nur höhniſch auf, ſagte: „Ja du, Olga, wenn man deinen Verſtand hätte!“ und lief in ihr Zimmer.

* * *

Ein prachtvoller Frühlingsſturm jagte über die Stadt hin. Er fauchte die Pappeln in der Leopoldſtraße grimmig an, daß ſie ihre kerzengerade, hochmütige Haltung vergaßen und ſich erſchrocken vor ihm verneigten. Er blies auf die Kaſtanienbäume, daß die Regentropfen, die in der Nacht auf ſie gefallen waren, hurtig von den hellgrünen Blättern heruntersprangen und ſich vor dem Grobian in den Erdboden flüchteten. Er wirbelte die Kaſkaden der Bierbrunnen nach allen Richtungen über ihr Steinbecken hinaus, daß ſie anzusehen waren wie flatternde, zerriffene Schleier. Überall roch es herb nach jungem Grün, nach Veilchen, die noch niemand ſah, nach feuchter Baumrinde, naſsem Gras und aufgeriſſener Erde. In der Luft brauſte es wie von Verheißungen. Wenn der Sturm über die Dächer hinfuhr, meinte jeder, er ſähe an der Seite der Windſbraut das Glück ſelber einherreiten . . .

Lilbe lief in der Stadt umher, zuerſt in den Straßen, denn es tat ihr wohl, Menſchen zu ſehen, Schaufenſter, das ganze bunte Getriebe des Tages, deſſen Lärm ihre eigenen Gedanken überſchrie. Allmählich aber trieb es ſie immer weiter hinaus, biß ſie in die Anlagen kam, durch die ſich die Iſar breit und majeſtätisch wälzt. Sie ſchlug den unterſten der drei Wege ein, der dicht am Fluß hinführt und nur durch eine Steinböſchung von ihm getrennt iſt. Es war ſchon ſpät am Nachmittag;

zu dieser Stunde und bei diesem Wetter gingen hier nur wenige Fußgänger. Sie gaben nicht sonderlich acht auf das blasse, verstörte Mädchen, dem der Wind die Haare ums Gesicht wehte.

Die Dämmerung sank leise hernieder. Vom sonnenlosen Himmel, der seltsam licht war, hoben sich spitze Türme, Kuppeln von Barockkirchen scharf ab, daß die Stadt beinahe anzusehen war wie eine Spiegelung von Florenz. Einzelne Bogenlampen flammten schon auf, aber über den rosenfarbenen Mandelblüten in den Anlagen lag noch ein sanfter Schimmer vom Tag.

Silbe sah weder die Stadt noch die Blüte. Sie starrte hinunter in den Fluß. Jäh, mit gurgelndem Rauschen zog er dahin; es kam ihm sicher nicht darauf an, ein müdes Menschenkind mitzunehmen. Es würde ganz schnell zu Ende sein; die Kraft und Schnelligkeit seiner Wogen würden sie begraben, noch ehe sie recht zur Besinnung kam, ehe eine unerwünschte Hilfe vom Ufer stoßen konnte.

Ihre Kniee zitterten, ihre Zähne schlugen aneinander. O, nur nicht feige sein, sondern bedenken, was man bei diesem Sprung eintauscht. Zu Ende alle Quälerei, alles Warten, Stöhnen und Verzweifeln. Kein Tag mehr, vor dem einem graute, keine Nacht mehr, in der einen schreckliche Träume jagten. Ruhe, tiefe, unendliche, bewußtlose Ruhe. Nur ein klein wenig Mut gehörte dazu, nichts weiter ... und ein paar schwere Steine, die gleich in die Tiefe ziehen, damit einem auch der unwillkürliche Kampf des Lebensinstinktes erspart bleibt.

Sie kletterte über die bewachsenen Abhänge ein

paar Schritte in die Höhe. Drunten am Fluß war alles festgemauert, weder Kiesel noch Fels in greifbarer Nähe. Oben, auf dem höheren Weg mochte man eher derlei finden. Sie zitterte so heftig, daß sie ein paar-mal ausglitt, sich an Buschwerk und Ranken festhalten mußte, um nicht hinzufallen. Erschöpft lehnte sie sich an einem niederen Stamm, dessen Zweige über und über mit Blütenkästchen behangen waren. Ohne daß sie's merkte, streute er ihr die samtigen Käupchen in die Haare, als wollte er sie nicht ohne Schmutz gehen lassen... Nur Mut, ein klein wenig Mut! Tausend andre bewiesen solchen Mut täglich, selbst die erbärmliche Frau, die sie immer noch haßte, hatte ihn besessen. Wollte sie kleiner, feiger sein, als Marie Cholevius? Sie raffte an Kieseln zusammen, was in ihre Tasche ging, stopfte auch noch ihr Taschentuch, wie ein Bündel, ganz voll. Das wollte sie sich im letzten Augenblick um den Hals binden. Als stünde einer hinter ihr, der sie jagte, eilte sie dann hinunter zum Fluß. —

Dann stand sie da, sah in die gurgelnden Wellen hinein und wußte, daß sie es nie tun würde. Und mit dieser Erkenntnis schoß ein warmer Strom von Lebenskraft, von Lust am Dasein, von Sehnsucht nach Glück in ihr empor. Ein rauher Laut drang aus ihrer Kehle, sie wußte selber nicht, ob sie lachte oder weinte. Wie im Triumph streute sie die eingesammelten Kiesel auf die Erde, in den Fluß. Sie lief zurück in die Maximilianstraße. Sie merkte gar nicht, wie sie aussah: den Hut schief geweht, die Haare voll Blütenkästchen, die Hände braun von Erde, den Rocksaum schwer und schmutzig von

Feuchtigkeit. Ein paar Arbeiter, die nach Hause gingen, riefen sie frech an. Sie hörte es gar nicht . . . andre Menschen drehen sich nach ihr um, schüttelten die Köpfe, lachten. Sie wußte es nicht. Sie rief eine Droschke an, nannte dem Kutscher eine Adresse und fuhr dahin in dämmerndem Halbbewußtsein, bis der Wagen vor Rothauers Thür hielt.

* * *

Rothauer war kaum erstaunt, als er sie sah. Er fragte nicht, wieso sie kam. Er führte sie wie sonst ins Atelier hinein, nahm ihr gleichmütig Hut und Mantel ab und rückte den kleinen Leetisch zurecht. Er ging nach dem Wandschrank, in dem sie sonst ihre kleinen Vorräte aufbewahrt hatten, kramte ein wenig darin herum und stellte schließlich eine Büchse mit etlichen alten, zerbröckelten Cafés vor sie hin. Er sagte: „Ich hab’ nichts andres, aber wenn du willst, gehe ich fort und hol’ was!“

Sie entgegnete müde: „Nein, laß nur, ich hab’ gar keinen Hunger.“ Sie saß auf der Ottomane, die Ellbogen auf die Kniee gestützt, das Gesicht in den Händen verborgen. Hier in diesem Raum schien alle Lebenslust, alle Glückssehnsucht von ihr gewichen zu sein. Sie hörte nichts von den Stimmen der Verheißung, die draußen brausten. Hier, in diesem Raum, der voll von Erinnerungen war, drang ein Chorus von Enttäuschungen, Demütigungen, Bitternissen auf sie ein, daß sie zu weinen begann, ohne daß sie selber recht wußte warum. Sie weinte nicht um sich und um den Mann. Sie weinte um die blühende Kraft ihrer jungen Jahre, um ihre mißhandelte Liebe, deren Folterkammer

dies Atelier geworden war. Sie weinte aus Erschöpfung in einer natürlichen Depression all ihrer Nerven, die sie vorhin, als sie am Flusse stand, aufs äußerste angespannt hatte.

Rothauer ging unablässig mit schweren Schritten auf und ab. Zuweilen sah er mit abwesendem Blick über das weinende Mädchen hin, aber er sagte ihr kein Wort. Wie hätte er, der selber an einer Last trug, einem andern Menschen Trost geben sollen? Wenn sie zuweilen stärker aufschluchzte, dachte er mechanisch, während er auf und ab schritt: „Was muß ich eigentlich für ein infamer Kerl sein. Die eine bringt sich um, die andre sitzt da und weint sich das Herz aus dem Leib. Warum? Ich weiß nicht. Ich werd's auch nie in meinem Leben verstehen.“

Einmal blieb er bei ihr stehen, sah die Blütenkäpchen in ihren wirren Haaren, zupfte etliche der gelben Samt-raupen heraus und fragte: „Mädel, wo warst denn? Du hast ja den halben Englischen Garten auf dem Kopf.“

„Ich war in den Anlagen, unten am Jarkai.“

„Bei dem Sturm?“

Sie schwieg einen Augenblick, sagte dann trozig und beschämt zugleich: „Ich wollt' nicht länger leben . . . ich wollt' ins Wasser gehen.“

Er prallte einen Schritt zurück. Das Bild von Marie Cholevius stieg in ihm auf.

Da sie sein Erschrecken sah, lächelte sie höhnisch über ihn und über sich, sagte mit einer kleinlauten Geste der Hilflosigkeit: „Ich hab' nicht gekonnt, ich nicht. Sie hat den Mut dazu gehabt. So ein jämmerliches

Geschöpf bin ich, daß ich mich jetzt eigentlich vor ihr schämen muß."

"Geh, red doch keine solchen Dummheiten!"

Er ging wieder auf und ab. Seine Gedanken wirbelten immer noch wild durcheinander, aber er spürte jetzt doch dunkel, daß irgendwo ein Punkt war, an dem sie zur Ruhe kommen konnten. Tilbes Unfähigkeit, das Leben fortzuwerfen, ihre „Feigheit“, wie sie es nannte, war für ihn wie ein Stützpunkt, von dem aus er die Dinge, die geschehenen und die künftigen, mit klarerem Sinn betrachten konnte, als all die schrecklichen Tage her. Die Leichtigkeit, mit der Marie das Dasein abgeschleudert, hatte ihn verwirrt, unsicher gemacht an sich selbst, seinem Wesen und seinem Handeln. Die Zähigkeit, mit der Tilde am Leben hing, gab ihn sich selbst zurück. Hier war eine Empfindung, die er verstand, und die er darum ehrte. Zum erstenmal fiel ihm ein, daß Marie wohl mehr an sich als an ihm gestorben war. Zum erstenmal konnte er sich wieder in einem andern Verhältnis zu Frauen denken, als in der Rolle des Verderbers.

Er trat ans Fenster, öffnete es und ließ sich den Frühlingssturm um den Kopf brausen. Seine Stirn wurde kühl und klar. Sein Ohr vernahm die Verheißungen, die draußen über der nächtlichen Stadt in der Luft erklangen. Er ging zu Tilde hin, die immer noch krampfhaft weiterschluchzte: „Geh, hör auf zu weinen, das hat ja alles gar keinen Sinn!“ Da sie nicht gleich folgte, zog er ihr die Hände herunter, trocknete ihr mit dem naßgeweinten Taschentuch das erhitzte Gesicht, strich ihr die zerzausten Haare zurück.

„So, jetzt redest keine Dummheiten mehr und probierst keine mehr. Was g'schehen ist, wird nimmer ung'schehen. Aber daß es künftighin anders wird, dafür können wir sorgen. Jetzt zieh dich an und geh heim, sonst wissen die zu Haus ja gar nicht, wo du bist. Vorher aber sag noch: Wann soll das Aufgebot sein?“

Dreißundzwanzigstes Kapitel.

„Nun, Mama, hab' ich nicht recht gehabt?“ fragte Olga triumphierend und glitt wohlgefällig mit der Hand über ihre etwas unordentlichen Haare, die in frisch-gefärbtem Goldblond erglänzten. Dann griff sie nach dem Brief, den sie eben hatte in den Schoß sinken lassen, und las ihn nochmals laut vor. Er war zwar weder an Frau von Merk noch an Olga gerichtet, aber doch für sie bestimmt, und darum hatte ihn Tilbe, gleich nachdem er aus Paris angekommen war, an die beiden Damen weitergegeben.

„Liebe Tilbe, eine Anzeige der Familie Benedikt macht mir Mitteilung von dem jähen Tode meines früheren Mannes. Du kannst Dir wohl denken, daß ich trotz allem, was vorgefallen ist, von seinem Ende tief erschüttert worden bin. Ich habe im Geist noch einmal alles durchlebt, was mir meine kurze Ehe gebracht hat, und bin von den Erinnerungen ein paar Tage lang krank gewesen.

Selbstverständlich schreibe ich Dir diese Zeilen aber nicht, um Dich von meinen Gefühlen zu unterhalten, denn mit ihnen wird man wohl am besten allein fertig.

Ich schreibe Dir vielmehr, weil ich fürchte, daß gelegentlich dieses Todesfalles durch die Familie Benedikt oder auch auf anderm Wege allerlei falsche Mitteilungen, Indiskretionen und so weiter an Euch gelangen könnten, die mich in ein falsches Licht setzen und Mama in gewisser Hinsicht beunruhigen können. Da ist zunächst — bei uns immer das Wichtigste! — die Geldfrage. Mama wird sich gewiß ängstigen, daß nun die Subvention von Benedikt, auf die sie ja immer so viel Wert legte, aufhört, und daß ich ihr am Ende doch noch zur Last fallen könnte. Darüber möchte ich sie in erster Linie beruhigen. Ich habe schon seit etlichen Monaten nichts mehr von Benedikt angenommen, weil meine Stellung hier, obgleich sie äußerst bescheiden ist, doch genügt, mich vor Not zu schützen.

Die zweite Mitteilung, die ich Dir zu machen habe, hätte ich zwar lieber noch verschwiegen, aber da ich aus einem Brief der Familie Benedikt entnehme, daß sie durch Briefe, die sich im Nachlaß des Toten fanden, bereits davon unterrichtet ist, so hielte ich für unrichtig, Euch gegenüber länger davon zu schweigen. Also: Benedikt hat mir mehrmals den Vorschlag gemacht, wieder zu ihm zurückzukehren; ich hatte es aber nie getan, weil ich kein Vertrauen mehr zu einem Mann haben konnte, der mich vom ersten Tage an mit Vorsatz belogen hatte. Auf seinen letzten Brief, der schon fast ein halbes Jahr zurückliegt, teilte ich ihm kurz mit, daß ich nicht mehr frei sei, sondern mich mit einem deutschen Arzt, der augenblicklich hier bei Professor Charcot Assistent ist, verlobt habe. Sobald er nach Deutschland zurückgekehrt ist, was in etwa ein bis zwei

Jahren geschehen dürfte, werden wir heiraten und uns irgendwo daheim eine Existenz gründen. Bis er so weit ist, bleibe ich in meiner Stellung (ich werde vom 1. Januar an um fünfzig Franken monatlich aufgebessert) und bin sehr zufrieden mit dem Los, das mir nach so viel Schwerem noch zugefallen ist. Wenn ich an die entsetzlichen Zeiten denke, die wir beide früher einmal miteinander erlebt haben, kommt mir meine jetzige Existenz mit allen ihren Zukunftsaussichten wie ein Märchentraum vor . . .

Ich hätte Euch, wie gesagt, meine Verlobung gern erst später mitgeteilt, wenn sie sozusagen spruchreif ist, aber ich möchte eben doch nicht, daß Ihr sie etwa auf ungeschickte Weise durch Fremde erfahrt. Bitte, mache also Mama von alledem Mitteilung, vielleicht entschließt sie sich nun doch, da ein Schwiegersohn mein „unmögliches Benehmen“ wieder gutmachen will, einmal an die verlorene Tochter und Puzmacherin zu schreiben. Ich sage das ohne alle Bitterkeit, Tilde, ich bin so froh, so glücklich, daß ich über Dinge, die mir früher weh getan haben, nur noch lache und wünsche, daß Du, Liebste, die einst gelitten hat wie ich, nun auch ebenso froh und glücklich werden mögest wie

Deine Franzl.

PS. Ich sehe eben, daß ich gar kein Nationale meines Bräutigams gegeben, und auch sonst allerlei versäumt habe. Ich hole es demnächst nach. Heute wollte ich nur Tatsachen mitteilen, Details behalte ich mir also vor.“

Frau von Merf sah Olga mit großen, ungläubigen Augen an. Sie konnte gar nicht recht begreifen, was

die Tochter da vorlas. War es denn möglich? In ihr seit Jahren vom Mißgeschick verfolgtes Haus fiel endlich wieder ein erster, kleiner Glückstrahl?! Es war ja keine stolze Sonne, kein mächtiges Freudenfeuer, das mit weithin leuchtenden Zungen verkündet hätte, daß den Merks endlich eine frohe Botschaft geworden sei, — aber es war eben doch ein Strahl, der Licht und Wärme gab und einen milden Glanz in die Zukunft warf.

Es war ja gewiß nicht das große Los, das Franzl gezogen hatte. Zunächst blieb sie, zum Schmerz der Mutter, immer noch deklariert und Pußmamsell. Aber in kurzer Zeit würde sich ja alles ändern. Sie würde heiraten, „Frau Doktor“ heißen und wieder gesellschaftsfähig sein. „Frau Doktor“ — es war, weiß Gott, alles mögliche für eine geschiedene Frau, die obendrein nicht einmal hübsch aussah!

„Ach, Mama! Paris! Paris ist die Stadt der Frauen. In Paris hat jede die größten Chancen. Nach Paris muß unsereins gehen, wenn man sich ein Glück holen will. Ich überlege mir eben, ob man nicht Lilde vielleicht zu Besuch nach Paris schicken könnte!... Franzls Bräutigam hat vielleicht Freunde... die Schwester einer Braut ist eigentlich immer begehrt. Wer weiß, vielleicht macht sie in Paris noch eine große Partie. Die Geschichte hier scheint sie ja doch einigermaßen verpackt zu haben.“

Olgas Phantasie raste unaufhaltsam weiter. Frau von Merk hörte ihr lächelnd zu. Wenn sie auch nicht alles glaubte, was die optimistische Tochter fabelte, so

blieb doch eine süße Gewißheit bestehen: Franzls Verlobung.

Tilbe, der Olga bereits in Andeutungen, die sie für zart hielt, von ihren Pariser Plänen sprach, ging scheinbar darauf ein, denn sie sparte sich einen letzten Triumph auf für all die Anmaßung und Selbstgefälligkeit, mit der Olga sie seit langem geärgert hatte. Sie war mit Rothauer übereingekommen, daß ihre Verlobung erst in einigen Wochen veröffentlicht werden sollte, wenn Klatsch und Gerede verstummt waren. Sie wollten auch erst noch die Eröffnung der Sezession abwarten, in der Rothauer neben anderen Damen aus der Gesellschaft auch ein Porträt Tilbes ausstellte.

So wartete sie denn geduldig Tag auf Tag, ließ sich lächelnd von Olga Vermahnungen geben über die Kunst, Männer zu fesseln und sich, wie Mama sich ausdrückte, einen „Stern vom Himmel zu holen“. Sie lächelte, war freundlich, scheinbar gelehrig, bis sie eines Abends, eine halbe Stunde ehe sie ins Theater ging, in Gegenwart der Schwester ganz beiläufig zu der Mutter sagte: „Nicht wahr, Mama, morgen vormittag bleibst du zu Hause und nimmst dir nichts Besonderes vor? Morgen vormittag kommt nämlich der Maler Anton Rothauer und hält bei dir um mich an!“

* * *

Im Salon der Frau von Merk saßen vier glückliche Menschen, das Brautpaar am Fenster, Frau von Merk und Olga im Hintergrund an einem Tisch, der mit Papierblättern, Wohnungsplänen und Stoffmustern

bedeckt war. Olga suchtelte mit einem Bleistift in der Luft herum und kam sich sehr wichtig vor. Sie hatte natürlich von Anfang an alles gewußt, Punkt für Punkt hatte sie die neue Ara vorhergesehen; nie hatte sie daran gezweifelt, daß aus Rothauer und Tilbe ein Paar werden würde; ihre Vorschläge von Paris hatte sie nur gemacht, um Tilbe zu einem Geständnis zu bewegen. Die Zukunft sah rosig aus, wie kaum je zuvor. Die zwei Schwestern, die doch in jeder Hinsicht hinter Olga zurückstanden, waren gut, die eine sogar recht gut verlobt. Nun würde es ein leichtes sein, dem Hause durch sie, Olga, den großen Glanz zu geben, den er ihr schon einmal zu danken gehabt hatte. Sie sah träumerisch zu dem Wilde Lenbachs empor und fand, daß sie ihm noch immer glich. Nur reifer war sie geworden, üppiger, verführerischer. . . . Darum würde nun sie an Stelle Tilbes nach Paris gehen und die Schwester besuchen. Welche Möglichkeiten boten sich da einer Frau ihrer Art! Vor ihren Augen erstand ein Palast mit Marmortreppen, eine Schar von Dienerschaft, Autos, Toiletten, verjubilende Hunderttausende. Herr über all diese Herrlichkeiten war irgendein Geldmagnat, der nichts andres mehr vom Leben wollte, als sein Dasein, seinen Namen und seine Millionen der verwitweten Frau Rittmeister Hertling, geborene von Merk zu Füßen zu legen . . .

Frau von Merk saß da und wärmte sich am Glück, wie ein Erfrierender, den man aus eisiger Nacht neben ein loderndes Kaminfeuer gesetzt hat. Sie hatte sich in diesen letzten Tagen um zehn Jahre verjüngt. Vor ihr lagen jetzt nur noch Ruhe und Freude. Die zwei

Töchter waren versorgt, die Blamagen, die sie einst übers Haus gebracht, getilgt und vergessen. Die Mutter konnte jetzt nicht nur ihre Bärtlichkeit, sondern auch ihr Geld ausschließlich für Olga verwenden, für dieses schöne, kluge und über alles geliebte Kind, dem sicher noch ein Haupttreffer im Leben beschieden war. Daran glaubte die Mutter ebenso fest wie Olga selbst . . .

Einstweilen konnte man aber auch mit Tilde sehr zufrieden sein. Ihre Verlobung machte großes Aufsehen, wurde sogar von Berliner Blättern mitgeteilt. Wie erschöpft vom Glück ließ Frau von Merk den Kopf ein wenig nach hinten sinken und schloß die Augen. Mit verklärten Blicken sah Olga durchs Fenster hinaus in fernste Weiten. Die Züge der beiden Frauen sahen aus, als ob sie gespannt lauschten. Nach Jahren der Stille vernahm ihr Ohr endlich wieder das leise Schwirren silberner Glocken . . . die silbernen Glocken des Meides . . .

Tilde und Rothauer besprachen indes allerlei für ihr künftiges Leben. Dies war und blieb ja ein großer Schmerz für die Mutter und für Olga: die jungen Leute wollten weder eine große Hochzeit, noch eine prunkvolle, für glänzende Geselligkeit eingerichtete Wohnung. Sie würden nur eine ganz stille Trauung haben, dann für etliche Monate nach Holland gehen und nach der Rückkehr ein kleines Mietshaus in einem der Vororte beziehen.

„Denn weißt du, Tonerl, die Lotterwirtschaft hört jetzt auf . . . wie's bei euch in den Ateliers zugeht, das weiß man schon und auch sonst . . . das hört aber jetzt

auf . . . jetzt wirst du fest zur Arbeit eing'spannt, dafür werde ich schon sorgen . . ."

Tilbe sagte es lachend, aber es war doch ein Klang in ihrer Stimme, der ihm verriet, daß seine Frau wohl ein festes Regiment im Hause führen würde. Das war ihm aber gar nicht unangenehm. Er wußte schon, daß er kein Zeug zum Pantoffelhelden hatte, aber eine Frau, die energische Hände hatte, war ihm gerade recht. Die würde ihn nicht bedrängen mit Kleinigkeiten, mit jener kindischen Unselbständigkeit, die zu Anfang einer Ehe entzückt und später ungeduldig macht. Im Gegenteil: sie würde alles Peinliche, alles Mätägliche, alles, was ihn in seinem starken Künstleregoismus störte, beiseite räumen, damit er frei, nur seiner Arbeit hingegeben, an der Staffelei stehen konnte.

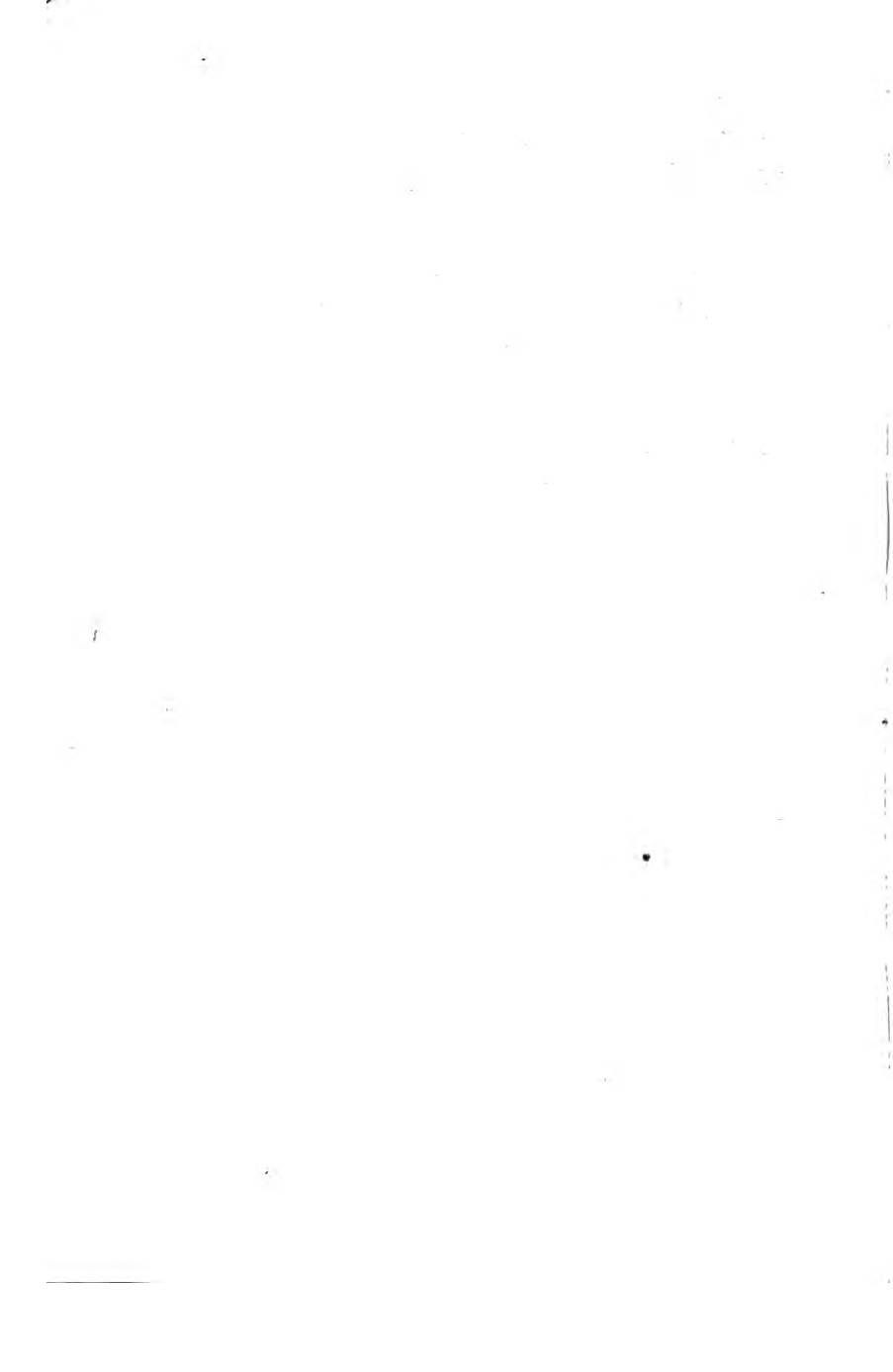
"Tilbe, ich glaub', du wirst ein rechter Drach'," sagte er scherzend.

"Kann schon sein, ich hab' ja auch einen Schatz zu behüten."

Mit glänzenden Augen sah sie in die Ferne. Das demütigende Leid vergangener Jahre, die starke Liebe zu diesem Manne hatten eine ganz andre aus ihr gemacht, als sie früher gewesen. Was kümmerte sie jetzt der naive Stolz von Mutter und Schwester?! Was das Gerede der Leute?! Sie hatte ganz andres im Kopf. Ihr war ein Los beschieden, das sie weit über die Durchschnittsfrauen, auch über die glänzendsten, hinaushob. Sie würde die Frau eines Mannes sein, dessen Namen bald zu den ersten in Deutschland, vielleicht zu den ersten der Welt gehören sollte. Ihr schönes Tagewerk war es, als Wegmacherin vor ihm herzugehen, daß

kein Stein ihn aufhielt, kein Gestrüpp ihn straucheln machte. Alle Widerwärtigkeiten würde sie ihm fernhalten, ihm jetzt, für die ersten Jahre, die absolute Ruhe geben, deren er zum Schaffen bedurfte, später vielleicht auch die glänzende Geselligkeit, die einst für Meister Lenbach einen prunkvollen Hintergrund gebildet hatte. Unermüdlich würde sie vor ihm gehen und neben ihm stehen, bis er auf jene Höhe gelangt war, in der das Klingkling der silbernen Glocken nur mehr wie Müdenschwirren klingt neben den erzenen Glocken des Ruhmes.

E n d e.



Empfehlenswerte Werke
aus dem Verlage von
J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart.

Die Elektrizität und ihre Anwendungen.

Von Dr. E. Graetz,
Professor an der Universität München.

Mit 627 Abbildungen.

===== 15. Auflage (57. bis 66. Tausend). =====

Preis elegant gebunden 9 Mark.



Prof. Dr. Kübler=Dresden

schreibt über das Buch in Berg- und Hüttenmännische Zeitung:

„Wenn mich jemand fragte, welches Buch ich ihm für mühelose, d. h. leichtverständliche Einführung in das weite Gebiet der physikalischen Grundlagen der Elektrotechnik, das ist der Anwendungen der Elektrizität, empfehlen könnte, so würde ich, ohne mich einen Augenblick zu besinnen, aus vollster Überzeugung sagen: Den Graetz.“

Es gibt nur ‚einen Graetz‘, es gibt auf dem Gebiete nichts Besseres und es dürfte auch nicht ganz leicht sein, etwas Besseres zu schaffen . . .“

Kurzer Abriss der Elektrizität.

Von Dr. E. Graetz,
Prof. an der Universität München.

— Mit 169 Abbildungen. —

Sechste vermehrte Auflage. Preis elegant gebunden
26.—30. Tausend. Mk. 3.50.



Dinglers polytechnisches Journal, Stuttgart.

Unterstützt von zahlreichen guten Abbildungen und einer allen Anforderungen Rechnung tragenden Ausstattung, ist dieses Werk als einer der besten Beiträge auf dem Gebiete der populären elektrotechnischen Literatur zu bezeichnen.

A. P.

Zeitschrift für Elektrochemie.

Graetz ist einer der erfolgreichsten Schriftsteller auf dem Gebiete der elementaren Darstellung über Elektrizität. Ref. kennt kein besseres Buch für den ersten Anfang elektrischer Studien. Der Anfänger, der begonnen hat, es zu lesen, wird es auch durchlesen.

B. D.



Praktisches Hausbuch.

Tüchtiges Festgeschenk für Frauen und Mädchen.

Das Hauswesen

nach seinem ganzen Umfange dargestellt
in Briefen an eine Freundin

mit Beigabe eines vollständigen Kochbuches

von

Marie Susanne Kübler.

**Sechszehnte, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage,
bearbeitet von Pauline Kläiber.**

Mit zahlreichen Abbildungen.

Preis in Leinwand gebunden M. 5.50. ==

29

Johannes Scherr sagt von diesem Buche in der „Gartenlaube“: „Tausenden und wieder Tausenden von jungen Mädchen, jungen Frauen und jungen Müttern ist die Verfasserin dadurch eine Lehrerin und Führerin, geradezu eine Wohltäterin geworden, und gar mancher junge Ehemann hatte, ohne es zu wissen, vollauf Ursache, der ‚Marie Susanne Kübler‘ dankbar zu sein.“

Kein anderes Werk bietet einen so
reichen Inhalt zu so billigem Preis.

~~~~~ Humoristika. ~~~~~

---

# Rheinschnoke.

Schnurrige Erzählungen in Pfälzer Mundart

von

Max Barack.

Mit Illustrationen.

Vierte Auflage.

Preis 2 Mark. — Gebunden 2 Mark 50 Pf.



# Pälzer Dumak.

Schnurrige Erzählungen in Pfälzer Mundart

von

Max Barack.

Mit Illustrationen.

Zweite Auflage.

Preis 2 Mark. — Gebunden 2 Mark 50 Pf.



## Fünfzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Hopfen**, Der Väter zweie. — 3. **Hill**, Um eines Haars Breite. — 4. **Ekstein**, Willibald Menz. Lavafluten. — 5. 6. **Ohnet**, Nimrod & Cie. — 7. **Malling**, Der alte Herrenhof. — 8. **Griffiths**, Im Expreßzug Rom-Paris. — 9. 10. **H. v. Zobeltitz**, Talmi. — 11. **Yorke**, Um des Kindes willen. — 12. **Claretie**, Das Auge des Toten. — 13. 14. **Croker**, Verheiratet oder ledig? — 15. **Ahrenberg**, Neue Bahnen. — 16. **Murray**, Ein Spitzbubengewissen. — 17. 18. **Schubin**, Vollmondzauber. — 19. **Clifford**, Ein sonderbarer Stellvertreter. — 20. **v. Bunsen**, Auf Riebenheim. — 21. 22. **Markewitsch**, Prinzessin Lina. — 23. **Doyle**, Ein gefährlicher Ausflug. — 24. **Georgy**, Aus den Memoiren einer Berliner Range. — 25. 26. **Rameau**, Die Lehten aus dem Hause Montberthier.

## Sedizehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, In der Tiefe des Abgrunds. — 3. **Skowronnek**, Hans der Sieger. — 4. **Loti**, Ein Seemann. — 5. 6. **Croker**, Miß Valmaines Vergangenheit. — 7. **v. Woude**, Im eigenen Nest. — 8. **Hopfe**, Mr. Witts Witwe. — 9. 10. **Döring**, Jadwiga. — 11. **Hornung**, Der neue Herzog. — 12. **de Bièvre**, Tante Baby. — 13. 14. **F. v. Zobeltitz**, Das Heiratsjahr. — 15. **Wahlenberg**, Marta Hilbing. — 16. **Alben**, Seine Tochter. — 17. 18. **Hopfen**, Die ganze Hand. — 19. **Gerard**, Eine vergebene Sünde. — 20. **Wolters**, Der Wohltäter. — 21. 22. **Cheuriet**, Die Zuspucht. — 23. **Grahame**, Das goldene Zeitalter. — 24. **v. Baudissin**, Im engen Kreise. — 25. 26. **Croker**, Berechtigter Stolz?

## Siebzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Davis**, Soldaten des Glücks. — 3. **Skowronnek**, Ihr Junge. — 4. **de Wailly**, Lucettes Schwur. — 5. 6. **Hipling** und **Balestier**, Kaulakka. — 7. **Misch**, Der Adelsknecht. — 8. **de Tisseau**, Durch fremde Schuld. — 9. 10. **Schulte vom Brühl**, Frühlings-Evangeliem. — 11. **Murray**, Die Jagd nach Millionen. — 12. **Busse**, Röschen Rhode. — 13. 14. **Leyz**, Das Geheimnis des Rechtsanwalts. — 15. **H. v. Zobeltitz**, Die Tante aus Sparta. — 16. **Cheuriet**, Unter Rosen. — 17. 18. **Schubin**, Im gewohnten Geleis. — 19. **Lie**, Im Märchenland. — 20. **Hopfen**, Zehn oder elf? — 21. 22. **Croker**, Die Dorfschönheit. — 23. **Blücher-Clausen**, Inga Heine. — 24. **Griffiths**, Ein schneidiges Mädchen. — 25. 26. **v. Oerken**, Eine glückliche Hand.

## Achtzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die arme Sünderin. — 3. **Godkin**, Verschwindende Diamanten. — 4. **v. Bülow**, Im Hengenring. — 5. 6. **Lefueur**, Slavische Leidenschaft. — 7. **Poff**, Der gute Fra Checco u. a. Gesch. — 8. **de Vere-Stacpoole**, Zoto. — 9. 10. **v. Roberts**, Schwieger-tochter. — 11. **Aidé**, Die Erzgieherin. — 12. **H. v. Zobeltitz**, Frau Karola. — 13. 14. **Robinson**, Jung-Min. — 15. **v. Oerken**, Frei für die Ehre! — 16. **Bourget**, Das Spitzmäuschen und andres. — 17. 18. **F. v. Zobeltitz**, Die papierene Macht. — 19. **Glyn**, Elisabeths Bejuche. — 20. **Döring**, Der Förster. Heinrich Timm. — 21. 22. **Ohnet**, Die lichtscheue Dame. — 23. **Croker**, Die Spinne u. a. Gesch. — 24. **Heine**, Bis ins dritte und vierte Glied. — 25. 26. **Furnett**, Eine vornehme Dame.

## Neunzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **F. v. Zobeltitz**, Der Backfischkitten. — 3. **Quida**, Zwei Sünder. — 4. **Schubin**, Marika. — 5. 6. **Malot**, Daheim. — 7. **v. Rom**, Man lebt so hin. — 8. **Godkin**, Ein weiblicher Detektiv. — 9. 10. **v. Oerken**, Irrlichter. — 11. **Rod**, Auf halbem Wege. — 12. **Westkirch**, Geschichten von der Nordante. — 13. 14. **Hunt**, Kein Herz. — 15. **Döring**, Deutsche und polnische Liebe. — 16. **Poradowska**, Die Stimme des Blutes. — 17. 18. **Skowronnek**, Das rote Haus. — 19. **Cobb**, Skrupel. — 20. **Lie**, Nordwärts. — 21. 22. **Ohnet**, Der Schritt zur Liebe. — 23. **Croker**, Eine verhängnisvolle Fahrt. — 24. **Olden**, Die erste Krawatte und andre Geschichten. — 25. 26. **Warden**, Das Gasthaus am Strande.

## Zwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Richard Poff**, Ein Königsdrama. — 3. **Johannes Johannsen**, Die Amazone und andre Geschichten. — 4. **D. Mélégar**, Gefeit. — 5. 6. **Osip Schubin**, Maximum. — 7. **E. W. Hornung**, Ein Einbrecher aus Passion. — 8. **E. W. Hornung**, Die schwarze Maske. — 9. 10. **Champol**, Goldene Blumen. — 11. **Henry de Vere Stacpoole**, Der Bourgeois. — 12. **Thomas Glahn**, Heiratslifter. — 13. 14. **B. M. Croker**, Angelika. — 15. **Guy Chantepleure**, Blütenumrankte Ruinen. — 16. **I. Budde**, An stillen Wassern. Aus der Flutzeit. — 17. 18. **Hanns v. Zobeltitz**, Krach. — 19. **Elinor Glyn**, Ambrosines Tagebuch. — 20. **Richard Skowronnek**, Sommerliebe und andre Geschichten. — 21. 22. **Archie Armstrong**, In der Gewalt der Umstände. — 23. **Richard Poff**, Die neue Circe. — 24. **B. M. Croker**, Das stolze Mädchen und andre Geschichten. — 25. 26. **Pierre de Coulevain**, Eine siegreiche Eva.

## **Einundzwanzigster Jahrgang.**

Band 1. 2. Ida Boy-Ed, Heimkehrsfieber. — 3. P. O. Höcker, Frühlingssäume. — 4. M. Mc Donnell Bodkin, Giftmischer. — 5. 6. Richard Voss, Die Reise nach Mentone. — 7. Georges Mareschal de Bièvre, Trautchen. — 8. Semène Demlak, Unter der Krute. — 9. 10. S. M. Croker, Die Katzenpote. — 11. Victor Blüthgen, Bekenntnisse eines Häßlichen und andere Geschichten. — 12. Fergus Hume, Verwehte Spuren. — 13. 14. Guy Chantepleure, Ein Aprilscherz. — 15. E. Jährow, Schwarz-Rot-Gold. — 16. Bret Harte, Pioniere des Westens. — 17. 18. Fedor von Zobeltitz, „Kreuz wende dich“. — 19. Henry Harland, Des Kardinals Schnupftabakdose. — 20. Marie Piers, Im Herrenhaus von Ludmühlen. — 21. 22. Henry Seton Merriman, Der rosa Brief. — 23. Karl Rosner, Der Fall Verjegg. — 24. James Weber Finn, Die zweite Generation. — 25. 26. Jean Rameau, Die Rodelprinzessin.

## **Zweiundzwanzigster Jahrgang.**

Band 1. 2. Fedor von Zobeltitz, Die arme Prinzessin. — 3. Marie Piers, Wer bist du? — 4. Frances Harrod, Das verborgene Modell. — 5. 6. Richard Voss, Samum. — 7. Otto Ernst, Von kleinen und großen Leuten. — 8. Guy Chantepleure, Eine Heiratskomödie. — 9. 10. Ellen Thorneycroft Fowler, Ein gewagtes Spiel. — 11. Ingeborg Maria Sisk, Der heilige Ehestand. — 12. E. W. Hornung, Kein Held. — 13. 14. Marguerite Poradowska, Eine romantische Heirat. — 15. Paul Oskar Höcker, Don Juans Frau. — 16. George R. Sims, Die junge Frau Raudel. — 17. 18. Carl Busse, Die Referendarin. — 19. Bret Harte, Auf der alten Fabrik. — 20. Grazia Deledda, Elias Portolu. — 21. 22. Mary Adams, Bekenntnisse einer Frau. — 23. Fr. Lehne, „Einsamkeit 19“. — 24. Henry Harland, Eine erlauchte Frau. — 25. 26. Hanns von Zobeltitz, Des Lebens Enge.

## **Dreiundzwanzigster Jahrgang.**

Band 1. 2. Richard Skowronnek, Die beiden Wildtauben. — 3. Miriam Michelson, Im Wagen des Bischofs. — 4. Ewald Gerhardt Seeliger, Auf Tod und Leben. — 5. 6. Riccardo Pierantoni, Die Stärkere. — 7. S. M. Croker, Das glückliche Tal. — 8. J. Blicher-Clausen, Sonja. — 9. 10. E. W. Hornung, Der Schatten des Strids. — 11. Guy Chantepleure, Huguettes Abenteuer. — Claude Chambois Sekretär. — 12. Austin Huntly Mc Carthy, Wenn ich der König wär! — 13. 14. Ida Boy-Ed, Die holde Förrin. — 15. S. M. Ahlberg, Ein modernes Mädchen. — 16. Arnold Bennett, Ein großer Mann. — 17. 18. Georges Ohnet, Die Siegerin. — 19. Hermine Villinger, Das Erbschweinchen und andere Geschichten. — 20. Henry Harland, Mein Freund Prospero. — 21. 22. Carl Busse, Das Gymnasium zu Lengowo. — 23. Elinor Glyn, Evangelines Schicksale. — 24. Karl Rosner, Der Puppenpieler. — 25. 26. S. M. Croker, Ihre Familie.

## **Vierundzwanzigster Jahrgang.**

**Die Schuldige.** Von Richard Voss. 2 Bände.

**Die Villa des Gerechten.** Von Rudolf Hirschberg-Jura.

**Ein ritterlicher Buschflepper.** Von E. W. Hornung. Aus dem Englischen.

**Paradiesvogel.** Von Paul Oskar Höcker. 2 Bände.

**Der gefegnete Tag.** Von Astrid Ehren-cron-Müller. Aus dem Dänischen.

**Der Wegweiser.** Von Anselma Heine. **Nebekka vom Sonnenbachhof.** Von Kate Douglas Wiggin. Aus dem Englischen. 2 Bände.

**Der rote Faden.** Von Georg Waser. **Ein verlorener Posten und andere Geschichten.** Von S. M. Croker. Aus dem Englischen.

**Die Macht der Vergangenheit.** Von Daniel Lesneur. Aus dem Französischen. 2 Bände.

**Die Befreiten.** Von Hermann Stegemann.

**Lisiput, der Schicksalsmotor.** Von Lloyd Osbourne. Aus dem Englischen.

**Der rote Kersien.** Von Richard Skowronnek. 2 Bände.

**Das unvertraute Gut und andere Geschichten.** Von Bret Harte. Aus dem Englischen.

**Die Dachprinzessin.** Von Hermine Villinger.

**Mary am Gittertor.** Von S. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

**Schwester.** Von Paul Bourget. Aus dem Französischen.

**Im Taifun.** Von Joseph Conrad. Aus dem Englischen.

**Die Kinder des Herrn von Harthausen.** Von Hanns von Zobeltitz. 2 Bände.

## Fünfundzwanzigster Jahrgang.

**Ein Echo.** Von Ida Boy-Ed. 2 Bände.

Der lebensprübenden Gestalt eines Musikers mit sensibler Künstlerseele ist die einer jungen Pianistin gegenübergestellt, die vorbestimmt zu sein scheint, gerade seine Kunst zurückzuführen; eine der rührendsten und poetischsten Schöpfungen der allbeliebten Verfasserin. Die sich daraus ergebenden starken Konflikte sind von ergreifender Wirkung.

**Ein Dieb in der Nacht.** Von E. W. Hornung. Aus dem Englischen.

Geradezu genial in ihrer Art sind diese neuen Abenteuer des zu allgemeiner Berühmtheit gelangten Raffles. Mit dem größten Interesse folgt man den Schlichen dieses Reineke Fuchs, der seinen anschlüssigen Kopf im letzten Moment immer wieder aus der Schlinge zu ziehen weiß.

**Lebensfrühel.** — **Verloren' Land.** Zwei Erzählungen von Margarete von Vertzen.

In diesen einfachen Erzählungen atmet alles wirkliches Leben, sei es, daß uns die Verfasserin die Schicksale eines Knaben erzählt, der schon frühe durch die Schule des Lebens gehen muß, sei es, daß sie uns Bilder aus der Geschichte eines Bauerngeschlechts vor Augen führt, die in ihrer Einfachheit ergreifende Menschenschicksale schildern.

**Das spanische Halsband.** Von H. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Nach dem Weltbad Biarritz und nach Spanien verlegt Mrs. Croker diesmal den Schauplatz ihres Romans, der sowohl dank der interessanten Schilderung des eigenartigen Milieus, als auch durch fesselnde Herzenskämpfe zu ihren anziehendsten Büchern zählt.

**Die nachstehenden Romane sind auch in einer zu Geschenken ganz besonders geeigneten Salon-Ausgabe auf feines, extra starkes Papier gedruckt und in elegantem Liebhaber-Einband zum Preise von M. 2.— für den einfachen und M. 3.— für den doppelten Band erschienen.**

### Einfache Bände:

Böhlau, Ratismädel- und Altweimarische Geschichten.

Burnett, Der kleine Lord.

Seuillet, Das Tagebuch einer Frau.

Georgy, Aus den Memoiren einer Berliner Ränge.

v. Gersdorff, Ein schlechter Mensch.

Glyn, Elisabeths Besuche.

Gyp, Flederwischs Heirat.

Harraden, Schiffe, die nachts sich beugen.

Hopfen, Zehn oder elf?

Paul Lindau, Helene Jung.

Loti, Ein Seemann.

Savage, Meine offizielle Frau.

Schubin, Märkte.

Skowronnek, Ihr Junge.

Voss, Kinder des Südens.

Was der heilige Joseph vermag.

v. Wolzogen, Die Kinder der Exzellenz.

S. v. Zobeltitz, Die Tante aus Sparta.

### Doppel-Bände:

Conway, Eine Familiengeschichte.

Croker, Die hübsche Miß Neville.

— Ein Zugvogel.

Hopfen, Robert Reichfuß.

— Der Vater zweie.

Ohnet, Der Hüttenbesitzer.

Simms, Erinnerungen einer Schwiegermutter.

Voss, Villa Falconieri.

v. Wolzogen, Der Kraft-Mann.

— Der Thronfolger.

— Die tolle Komteß.

S. v. Zobeltitz, Das Heiratsjahr.





89006325534



689006325534a